

# Österreichische Arbeiterzeitung

Wochenblatt für das werktätige Volk \* Bilder-Beilage „Meltrundschau“, Roman-Beilage „Die Quelle“

Bezugsbedingungen:  
Für Österreich monatlich S 1.30, Einzelnummer 30 Groschen  
Es wird gebeten, das Abonnement im voraus zu bezahlen  
Telephon: St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto 175.831

Umfstetten-Waidhofen  
18. Juni 1930.

Redaktion und Verwaltung: St. Pölten, Seßstr. 6  
Unfrankierte Briefe können nicht angenommen werden  
Anonyme Zuschriften können nicht berücksichtigt werden  
Telephon: St. Pölten Nr. 76 Postcheckkonto 175.831

## Ein Attentat gegen die Arbeitslosen-Versicherung.

Die Regierung Schöber scheint den Ehrgeiz zu haben, als Zertrümmerer unserer sozialpolitischen Einrichtungen in die Geschichte einzugehen. Sie hat vor wenigen Tagen den Entwurf eines neuen Bundesbahngesetzes im Parlament eingebracht, der den Eisenbahnern das Recht auf ihre Vertretung rambt. Und schon ist ein neuer Anschlag im Gange, der diesmal der

Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung erhebt, dann muß er nachweisen, daß er während der letzten zwei Jahre ein volles Jahr davon in Beschäftigung gestanden ist.

### Die Behandlung der Land- und Forstarbeiter.

Die Land- und Forstarbeiter sind von der Arbeitslosenversicherung bisher ausgeschlossen. Das bleibt auch in Zukunft so. Ja, die Land- und Forstarbeiter sollen jetzt noch schlechter behandelt werden als vorher. Wenn nämlich ein solcher Arbeiter zu einer Beschäftigung übergeht, so muß er künftig nachweisen, daß er in den letzten zwei Jahren 80 Wochen in einem versicherungspflichtigen Arbeitsverhältnis gestanden ist, wenn er die Unterstützung zum ersten Male beziehen will. Hat er Unterstützung schon einmal bezogen, dann soll er nicht wie alle übrigen Arbeiter 26, sondern 40 Wochen versicherungspflichtige Arbeit im letzten Jahre nachweisen. Ein solcher Arbeiter muß also, wenn er vor der Gnade des Unternehmers bestehen will, kuscheln und dücken, sonst ist er dem Verhungern preisgegeben. Eine weitere Verschlechterung trifft alle Arbeiter, die bei Schlägerung, Ausarbeitung und Bringen von Holz beschäftigt sind, denn diese werden von der Arbeitslosenversicherung ausdrücklich ausgeschlossen, obwohl sie im Grunde genommen gewerbliche Arbeiter sind.

### Kürzere Unterstützungsdauer.

Die normale Arbeitslosenunterstützung wurde bisher 30 Wochen gewährt. Nun soll sie auf 26 Wochen, also um 4 Wochen verkürzt werden. Und auch da wird die Gewährung an die Bedingung geknüpft, daß der Lebensunterhalt nicht gefährdet ist. Man weiß aus der Praxis welche gefährliche und verhängnisvolle Wirkung eine derart dehnbare Bestimmung bei unserer Verwaltungspraxis bedeutet. Die Regierung sucht diese gehässige Maßregel dadurch süßer zu machen, daß sie bei einer ununterbrochenen Beschäftigung von fünf Jahren die normale Arbeitslosenunterstützung auf 39 Wochen erhöht. Jeder weiß aber, daß die praktische Wirkung dieser Bestimmung äußerst gering ist.

### Die jungen Arbeitslosen

Arbeitslosen unter 21 Jahre wird die normale Unterstützung auf 13 Wochen beschränkt. Ihnen wird die Unterstützung gegen heute um 17 Wochen gekürzt. Die

niedere Altersgrenze für die Gewährung der Arbeitslosenunterstützung war bisher 16 Jahre. Sie wird jetzt auf 18 Jahre erhöht. Alle Sechzehn- und Siebzehnjährigen sollen um die Unterstützung gebracht werden.

### Die Saisonarbeiter.

Saisonarbeiter, die neben ihrem Arbeitslohn ein Einkommen aus einem anderen ständigen Beruf oder aus Landbesitz erhalten, während der toten Saison keine Arbeitslosenunterstützung, weil die Verbindung dieser Einkommen den Lebensunterhalt während des ganzen Jahres gedeckt ist. Das gleiche gilt für Saisonarbeiter, wenn die im Haushalt lebenden Angehörigen ein Einkommen haben, wodurch der Lebensunterhalt der Familie gedeckt ist. Erreicht ein Saisonarbeiter den Jahresverdienst eines ständigen Arbeiters mit gleichwertiger Berufsausbildung, dann gibt es keine Arbeitslosenunterstützung während der toten Saison. Die Behörden werden also jetzt das ganze Familienleben der Saisonarbeiter gründlich durchstöbern, ob da nicht irgendwo ein verstecktes Nebeneinkommen vorhanden ist, das die Möglichkeit zum Ausschluß von der Arbeitslosenunterstützung gibt. Das werden ja recht nette Verhältnisse in der Zukunft werden!

Außerdem wird dem Saisonarbeiter für jeden Monat, den er gearbeitet hat, eine Woche weniger Unterstützung gezahlt.

### Die Notstandshilfe.

Die Notstandshilfe wird herabgesetzt und darf nicht mehr als drei Viertel der Arbeitslosenunterstützung betragen. Bisher ist die Notstandshilfe praktisch unbegrenzt. Gewiß haben die Industriellen Bezirkskommissionen da und dort die Notstandshilfe durch bloße Verfügung aufgehoben, aber es ist sicher, daß die Endtermine, die die Regierung jetzt für die Not-

standshilfe vorzieht, keinen Fortschritt darstellen, denn für die meisten Arbeitslosen wird in Zukunft nach einem bis zwei oder zweieinhalb Jahren die Unterstützung überhaupt gänzlich aufhören.

### Gegen die Altersfürsorgereiner.

Die Notstandshilfe soll künftig nur an Arbeitslose, die eine Lehrzeit und den Nachweis, daß sie mindestens ein Jahr in ihrem Beruf beschäftigt waren oder an solche Arbeiter, die mindestens 3 Jahre ununterbrochen in einem Betriebe tätig gewesen sind und schließlich nur an Saisonarbeitern gewährt werden, die in sechs aufeinanderfolgenden Jahren während der ganzen Saison beschäftigt gewesen sind. Diese Bestimmungen sind entscheidend für die Erlangung der Altersfürsorgereiner. Es wird also nicht mehr das vollendete 60. Lebensjahr für den Anspruch auf die Altersfürsorgereiner maßgebend sein, sondern auch die Frage, ob er gelehrter Arbeiter ist und eine lange Beschäftigungsdauer nachweisen kann. Schließlich soll alle zwei Jahre nachgeprüft werden, ob die Voraussetzungen für die Gewährung der Notstandshilfe noch zutreffen.

So schaut das elende Nachwerk aus. Dann kommen die Heimwehführer noch mit ihren östlichen Pfaffen und sagen den Arbeitern zum Hohn, daß sie für ihre Freiheit kämpfen. Ja für die „Freiheit des elenden Verreckens“, die durch die Regierungsvorlage in eine gesetzmäßige Form gebracht werden soll. Doch die Herren sollen sich nicht täuschen! Es wird um den kargen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung ein grimmiger und erbitterter Kampf geführt werden. Wenn die Herren, denen sonst nichts Besseres einfällt, glauben, daß dieses Attentat auf die Arbeitslosen ein Mittel sei, die Wirtschaftskrise zu beseitigen, dann sind sie auf dem Holzwege und sie werden es bald genug noch erfahren.

## Der neue Zolltarif

Das Parlament hat Dienstag und Mittwoch den neuen Zolltarif beraten und die Vorlage dem Zollausschuß zugewiesen. Noch stehen die österreichischen Unterhändler mit einigen Staaten wegen Aenderungen der Handelsverträge in Verhandlungen und vom Ausgang dieser Verhandlungen hängt es naturgemäß ab, ob und in welchem

Ausmaße die neuen Zollpositionen in Kraft treten können. Die Regierung hat diese Verhandlungen aber gar nicht abgewartet, sondern dem Hause den neuen Zolltarif mit der Begründung vorgelegt, daß die Hilfe für die notleidende Landwirtschaft dringend sei. Die Notwendigkeit einer solchen Hilfe bestritten die Sozialdemokraten.

### Arbeitslosenversicherung

gilt. Lange genug hat die Regierung die Absicht angekündigt, daß sie die Arbeitslosenversicherung gründlich zu ändern beabsichtigt. Es ist den Arbeiterkammern auch ein Borentwurf zugegangen, der einhellig unter leidenschaftlichem Protest abgelehnt wurde, aber die Regierung besteht auf ihrem Schein, sie kümmert sich nicht um die Proteste und legt dem Parlament einfach einen Entwurf vor, der, wenn er angenommen wird, rund 70.000 Arbeitslosen den Anspruch auf Unterstützung entweder stark schmälert oder vollständig entzieht.

Bedenklos — oder soll man sagen, gedankenlos — fordert die Regierung von den bedauernswerten Opfern der kapitalistischen Unordnung einen Verzicht auf eine kümmerliche Existenz und das gerade in dem Augenblick, wo sie sich anschiebt, die wichtigsten Nahrungsmittel durch eine Erhöhung der Zölle abermals empfindlich zu verteuern. Es gibt keinen Ausdruck, der scharf genug wäre, um die Niedertracht einer solchen Maßnahme gebührend zu kennzeichnen.

Allen will man helfen: den Unternehmern durch Herabsetzung der Steuern und Erhöhung der Industriezölle, den Bauern durch einen verstärkten Zollschutz ihrer Produkte — allüberall ist also die Regierung gegenüber den Besitzenden bemüht, ihre Wünsche zu befriedigen, während sie den Arbeitslosen das bisherige Schutz, das sie durch die Arbeitslosenunterstützung vor dem vollständigen Elend und Verhungern bisher gefunden haben, zu verschlechtern trachtet. In einem Lande mit solch tonstarker Massenarbeitslosigkeit wie Oesterreich, würde kein feiner Verantwortlicher vor dem Volksganzen bewußter Mann eine derartige Vorlage zu vertreten den Mut haben.

Sehen wir uns die einzelnen Verschlechterungen des bisherigen Gesetzes an:

Wer künftig Anspruch auf die Arbeitslosenunterstützung erhebt, muß nachweisen, daß er während des letzten Jahres 26 Wochen in einem versicherungspflichtigen Arbeits- oder Dienstverhältnis gestanden ist. Die Anwartschaft auf die Unterstützung wird also von 20 auf 26 Wochen erhöht. Wenn aber gar einer das erste Mal An-



nicht. Nur müssen wir wie schon so oft auch jetzt wieder sagen, daß der Landwirtschaft auf dem Wege der Zollerhöhungen keine wirkliche Hilfe zuteil werden wird, sondern daß dabei einzig und allein der Fiskus der „lächelnde Dritte“ ist, während der Konsum verteuert wird, der Produktion aber daraus kein dauernder Nutzen erwächst. Dabei gibt es Landwirte, denen das, was jetzt gemacht wird noch immer nicht genug ist, indem sie immer wieder neue Zollerhöhungen jeder einzelnen Lebensartikel fordern. Die Bauern befinden sich auch hier auf falscher Fährte und wenn sich auch langsam die Idee des Getreidemonopols bei ihnen durchdringt, so können sie sich doch von der alten Vorstellung, ihr Heil in den Zöllen zu sehen, nicht befreien. Für die Sozialdemokraten haben die Genossen Renner, Abram, Freundlich und Elberich noch einmal alle Argumente gegen den Zollwahn ins Treffen geführt, aber es ist leider zu befürchten, daß sie auf der Gegenseite keinerlei Echo finden.

### Die Rede Renners:

Dr. Renner: Diese Zolltarifnovelle ist der Ausdruck einer doppelten Not. Zunächst einmal unserer Wirtschaftsnote. Die Krise der Landwirtschaft vollendet unerwartet das Bild unserer augenblicklichen Bedrängnis. Die Sorge steigt dabei auf, wenn man die Konkurrenzverhältnisse auf dem Weltmarkt in landwirtschaftlichen Produkten ins Auge faßt, ob unsere heimische Landwirtschaft nicht im Kern, in ihren Lebensbedingungen getroffen, zu dauerndem Stochern verurteilt sein muß.

Diese Sorge kann die Arbeiterchaft dieses Landes keineswegs gleichgültig lassen.

Im Gegenteil, seit jeher hat die Entwicklung der bäuerlichen Wirtschaft im Lande das brennende Interesse der Arbeiterklasse gefunden; schon deshalb, weil der Arbeiter in dem kleinen und mittleren Bauer seinen Vater oder Vetter sieht, dann aber, weil jeder Arbeiter, in dem das Gefühl des Entwurzeltheits, die Losreißung von Grund und Boden eine unanfechtliche Klage ist, in dem selbstwirtschaftenden Bauern immer eine Wirtschaftsweise erkannt hat, die er mit einer gewissen Romantik zu umgeben liebt. Dieser Stimmung der Arbeiterchaft gegenüber den Bauern hat auch immer das Verhalten der sozialdemokratischen Partei in Oesterreich entsprochen. Wir haben die Haltung einer entgegenkommenden, vorurteilslosen, opferbereiten Würdigung aller Lebensinteressen der Bauernschaft aufrecht erhalten, trotzdem wir erfahren mußten, daß die Bauernschaft nicht immer die Lebensinteressen der Arbeiterklasse in gleicher Weise zu würdigen verstanden hat. Wir haben es vor kurzer Zeit erlebt, daß dieselbe Bauernschaft und ihre Vertreter, die heute an das Parlament und die Öffentlichkeit appellieren, ihr in ihren Nöten zu Hilfe zu kommen, trotz unserer ernstesten Mahnungen

in der Frage der Alters- und Invalidenversicherung geschlossen gegen die Arbeiterklasse gestimmt haben.

Wir sehen zu unserem Schmerz, daß die Bauernschaft heute noch beträchtliche Gefolgenschaften für jene gewalttätigen Formationen stellt, welche keinen anderen Zweck verfolgen, als die Arbeiterklasse niederzuschlagen. Aber diese bitteren Erfahrungen werden uns nicht irenmachen; wir werden selbstverständlich die Notlage der Bauernschaft, die Krise unserer Landwirtschaft ernst und gewissenhaft prüfen, werden an Abhilfe- und Auskunftsmitel sinnen und für jedes stimmen, das volkswirtschaftlich gerechtfertigt ist. Wir werden uns also durch das manchmal höchst auffällige und auch herausfordernde Verhalten bäuerlicher Abgeordneter gar nicht irenmachen lassen, wir werden Geduld haben und die Geduld lohnt sich heute schon. Das beweist die wachsende Zahl der Kleinbauern, die in unsere Organisation kommen. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Das, was wir in unserer Weise der Landwirtschaft zu bieten haben, wird in wachsendem Maße von der Bauernschaft gewürdigt werden, wenn sie auch heute in einem ganz unnatürlichen Bündnis mit großkapitalistischen Kreisen des Landes, mit der großen, kapitalbesitzenden Bourgeoisie der Arbeiterchaft die unerhörtesten Schwierigkeiten macht.

Wir leiden auch unter einer bestimmten geistigen Not.

Sie ist unlangbar, sie macht sich selbst auf den Banken der Regierung (Heiterkeit bei den Sozialdemokraten), sie macht sich in allen politischen Parteien und in ihrer Füh-

rung bemerkbar. In einer solchen Zeit, wo zugleich Industrie, Handel und Landwirtschaft von einer schweren Krise bedroht sind, wo also die Bedrängnis völlig allgemein ist und gar nicht anders besiegt werden kann als durch die Zusammenfassung aller Kräfte und nicht durch die Trennung, in einer solchen Zeit zerschlägt die führende Richtung der bürgerlichen Politik jede Arbeitgemeinschaft unter den Parteien, sie zerschlägt jede Partei und sie stellt an Stelle derjenigen Fragen, die uns wirklich beschäftigen sollten, ganz andre, und höchst lächerliche, auf die Tagesordnung. Der Klub der größten Partei dieses Hauses hat sich zwei Tage lang ernst darüber beraten: was schwören wir heute? Einer der führenden Wirtschaftsführer, der Herr Apold, nennt in dem Augenblick, wo der Staat ausländische Kredite sucht, die Republik einen Saufball, offenbar in einem Rückfall in die Zeit, wo dieser Herr als Fuchsmajor Trinkgelage der Studenten kommandiert hat. (Heiterkeit und lebhafteste Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) So spricht der Herr Apold, der die Alpine Montangesellschaft leitet, gegenüber dem Staate. Die Alpine Montangesellschaft dankt diesem Staate mehr als der Staat der Alpen. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Es ist ein wahres Unglück, daß eine unserer wichtigsten wirtschaftlichen Unternehmungen von ausländischen Einflüssen beherrscht ist. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Die Alpine schließt Kartellverträge mit dem Ausland ab. Diese werden wir einmal nachprüfen müssen, denn darh werden der Alpen Exportquoten garantiert, an denen wir viel weniger interessiert sind, als an die Verpflichtung, daß sie Produkte keiner eisen- und metallverarbeitenden Industrie in Oesterreich aufnehmen darf, die von irgendeinem Kartellunternehmen erzeugt werden. Das heißt, wir dürfen nicht einmal unseren eigenen Bedarf decken!

Der Redner prüft nun die Voraussetzungen unserer Zollpolitik. Können überhaupt kleine Staaten wie der unserige, wenn nicht ganz besondere Ausnahmestände wahren, mit Nutzen Schutzzollpolitik betreiben? Daß die Zölle die Tendenz haben, den Preis des Endprodukts zu erhöhen und dadurch dem Betriebsrenten, die höhere Rentabilität zu sichern, liegt auf der Hand; nicht so auf der Hand, ob das auch wirklich gelingt. Unter Umständen nicht der Zoll dem Produzenten, nicht die Niedrighaltung der Produktionskosten heißt zollfreie Einführung der Produkte der Lebensmittel. Es ist dies der Fall bei der Wiener Gemeindeverwaltung gewesen, die Lebenskosten der Massen so niedrig als möglich zu gestalten durch die Aufrechterhaltung des Mieterschutzes, durch die öffentliche soziale Fürsorge, dadurch, daß von Gas, Elektrizität und Straßenbahn keine höhere Gebühr eingehoben wird, als die Selbstkosten der Betriebe erfordern.

Wenn wir eine wirtschaftlich unterrichtete Bourgeoisie hätten,

so müßte sie einsehen, daß damit unserer Wirtschaft ein wesentlicher Vorsprung im Wettbewerb mit den andern Staaten und Ländern und dadurch eine erhöhte Konkurrenzfähigkeit gegeben ist. Was von der Gemeinde Wien gemacht wurde, ist ein Wirtschaftsmittel, das auch auf der Stufenleiter des ganzen Staatswesens angewendet werden kann. Kleinstaaten können die Industrie der großen Quantitäten, die große Stapelindustrie, nicht halten, für sie gibt es nur den Weg, Fertigware zu erzeugen. Das ist auch für die österreichische Industrie geboten. Im allgemeinen haben wir uns also auf die Fertigungsindustrie einzustellen, die viel mehr Arbeiter beschäftigt, mehr Löhne bezahlt als die Rohindustrie, und wo wir unseren kulturellen Vorsprung, die ältere Zivilisation und die ältere Kultur des gefäuterten Geschmacks, verwerten können. Eine Regierung die nicht so wie die vergangenen Regierungen auf die Vergiftung des öffentlichen Geistes im Interesse des Machtgeliistes einer Partei oder des Klerus, sondern auf die Wirtschaftsförderung bedacht gewesen wäre, hätte sich vom ersten Tage an die Frage vorgelegt, wie die Industrie auf die neuen Märkte umzustellen sei. Wir schützen die Textilindustrie, besonders die Weberei. Wir gehen dabei aber so weit, daß die Preise für Hemden, Blusen und Kleiderstoffe zu hoch sind, wodurch wir Gefahr laufen, diese bekannte alte Wiener Industrie, die den ganzen österreichischen Markt beherrscht hat, zu schwächen. Wir schützen die Furnierindustrie durch höhere Zölle, vergessen aber, daß wir durch diesen erhöhten Schutz unsere Möbelindustrie schwächen, die eine bedeutende Exportpost darstellt. Wir schützen alle Baustoffe höher, beeinträchtigen jedoch dadurch die Baumin- dustrie, die einzige Industrie, die uns im Augenblick über die Krise hinweghelfen kann.

Es ist demnach eine Systemlosigkeit gewählt, die im gesamten volkswirtschaftlichen Erfolg die Endabsichten der Förderung des Schutzes der Industrie mehr gefährdet, als erfüllt. Nicht anders ist es mit den Agrarzöllen. Wenn wir einen höheren Roggenzoll zahlen sollen, so zahlen wir die Hälfte für den Bauern — dazu sind wir bereit — die andre Hälfte für den Fiskus; bei einem höheren Weizenzoll zahlen wir ein Fünftel für das Landvolk und vier Fünftel für den Fiskus, eine Maßregel, die absolut ungeeignet ist und von den Konsumenten nicht übernommen werden kann. (Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Die Städter sollen eine so furchtbare Verteuerung des täglichen Brotes übernehmen und dabei wird den Bauern damit nicht wesentlich geholfen! Die ganze Vorlage steht unter der falschen Ueberschätzung der Bedeutung des Getreidebaues für uns. Es ist dem Bauer nicht wesentlich genügt damit; mit billigen Getreidepreisen ist der großen Ueberschlag der Bauern viel mehr genügt als mit hohen Getreidepreisen; es ist also genau das Gegenteil dessen wahr, was die Vorlage voraussetzt. Die Zölle mügen ganz bestimmt nicht den Gebirgsbauern, sie mügen den Bauern der Ebene ganz wenig, sie mügen kaum den großen Grundbesitzern,

sie mügen nur dem Fiskus, aber sie stellen die ganze Volkswirtschaft auf den Kopf.

Wir sind gern bereit, jeden vernünftigen Vorschlag zu prüfen und für unsere Landwirtschaft Opfer zu bringen. Wir wollen, daß unsere Bergleuten von Bauern bestedtet sind und nicht Jagdvogel der Gutsherren werden. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Aber das Mittel, das Sie uns angeben, muß auch wirklich zum Ziele führen. Ihr jetziges Mittel hilft nichts. Es müssen neue Wege gesucht werden. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten.) Durch ein Zollgesetz schiebt man nur die Last auf andre. Wenn aber die Wirtschaftskrise, wie jetzt, allgemein ist, ist gar nichts gewonnen, wenn die Lasten hin und her geschoben werden. Der Zolltarif beruht auf dem Fehlschlag,

als ob es eine dritte Macht geben würde,

die die Lasten tragen würde. Dabei ist er von einer Maßlosigkeit in den einzelnen Positionen, welche den Konsum treffen, die

ganz unerhört sind. Die zwei Nahrungs- mittel der Armen haben Sie bisher freigelassen: Kartoffeln und Pferdefleisch. Nun werden auch diese mit einem Zoll belastet. Es ist ausgeschlossen, daß der Konsum diese Lasten zu ertragen fähig ist. Das Einkommen der städtischen Bevölkerung ist die Kaufkraft, von der die landwirtschaftlichen Produkte gekauft werden sollen. Diese Kaufkraft sollen die Landwirte hüten wie ihren Augapfel und nicht zerstören. Das erste war aber die Erhöhung der Mietzins. Zweitens geht die Industrie daran, in verschärften Angriffen die Arbeitslöhne herabzudrücken. Drittens wird der Abbau der sozialen Gesetzmäßigkeiten verlangt. Viertens fordern Sie höhere Zölle, Fünftens soll die Arbeitslosenunterstützung gekürzt werden. Sechstens rücken die Länder zu einem Feldzug, um ihre Lasten auf Wien, das heißt auf die Arbeiter und Angestellten zu überwälzen. Siebentens holt sich der Staat seit Jahren das Mehr an seinen Bedürfnissen aus den indirekten Steuern, die die Arbeiter zahlen müssen.

Siebenfach ist also der Feldzug, den Sie gegen die Kaufkraft der Städter führen!

Wie soll das ertragen werden? Machen sich denn die Bauern darüber gar keine Gedanken? Bei diesem seismographischen System der Uebertragung jeder Erschütterung der Preise auf alles andre bedeutet doch dieser Zolltarif den fortwährenden Zwang zu Preis- und Lohnkämpfen. Sie inaugu- rieren durch ein solches System einen unerhörten Ueberwälzungsprozeß, der sich nur mit den größten sozialen Kräfte und Schwermüdigkeiten durchsetzen kann, und sie erschüttern dadurch das ganze Gemeinwesen. Die Volkswirtschaft kommt in die schwersten Gefahren. Deshalb ist das kein Ausweg für uns. Die Not unserer Bergbauern, die gefährliche Entwicklung unserer Landwirtschaft liegt uns außerordentlich am Herzen. Sie haben sich aber unsinnigerweise in einen verderblichen Kampf gegen die Arbeiterklasse hineinziehen lassen. Trotzdem sind wir bereit, jeden positiven Weg zu gehen, wir sind bereit, das Monopol mit Ihnen zu machen und dafür Opfer zu bringen. Aber das ist unmöglich, daß wir etwas tun, was wider die wirtschaftliche Vernunft ist. Wählen Sie einen andern Weg und wir sind mit Ihnen. Auf diesem Wege können wir Ihnen nicht folgen. (Lebhafte Beifall bei den Sozialdemokraten.)

## Das Weltbild im Wochenpiegel.

### Schweres Eisenbahnglück in Frankreich.

Der Schnellzug Paris—Marseille ist, wie die Erhebungen ergaben, durch einen verheerenden Anschlag zur Entgleisung gebracht worden. Die ersten zwei Waggons sind vollständig zertrümmert. Aus den Trümmern wurden 7 Tote und 15 Verletzte hervorgezogen. Mit dem Zug hätte auch der französische Ministerpräsident fahren sollen; er entging aber der Katastrophe dadurch, daß er in letzter Minute die Abfahrt mit einem früheren Zug anordnete.

### Die Klage Zeileis abgewiesen.

Das Berliner Landgericht III hat die Klage, die Valentin Zeileis gegen den Professor Lazarus angestrengt hatte, abgewiesen und Zeileis die Kosten des Verfahrens auferlegt.

### Ein politisch-litauische Grenz- zwischensall.

Im Bezirk Suwalki wurde in der Umgebung des Dorfes Dzanla eine polnische Patrouille plötzlich durch Gewehrfeuer von litauischer Seite her angegriffen. Die Patrouille erwiderte das Feuer. Ein polnischer Korporal wurde verwundet.

### Die schwedische Regierung zurück- ge- reten.

Der Reichstag hatte die Zollvorlage der Regierung mit großer Stimmenmehrheit abgelehnt, worauf Ministerpräsident Lindman dem König die Demission überreichte.

Der König wird voraussichtlich den Führer der größten Oppositionspartei, den Sozialdemokraten Albin Hansson, mit der Bildung der Regierung beauftragen.

### Bürgerkrieg in China.

Aus China wird ein großer Sieg der Nordarmee über die Kankingtruppen (Kriegsarmee) gemeldet, bei dem mehr als 5000 Mann der Kankingtruppen gefangen genommen wurden. General Tschang-Kai-Schek soll eine schwere Armverwundung erlitten haben.

### Sinrichtung durch Giftgas.

In Carson City in Amerika wurde ein Mann namens White, der wegen Mordes zum Tod verurteilt worden war, durch Einatmen von Giftgas hingerichtet. Er wurde auf einen Hinrichtungsstuhl gefesselt und hierauf in den Raum Giftgas eingeliefert.

### Eine sensationelle Verhaftung in Brüssel.

Der Direktor im belgischen Finanzministerium, ist plötzlich unter dem Verdacht der Bestechung verhaftet worden. Dieser der den belgischen Reparationsdienst vertritt, soll angeblich von fremden Firmen, besonders aber von deutschen, große Summen erhalten haben.

### Eine Niederlage des Herrn Frick.

Das vom thüringischen Innenminister Frick erlassene Verbot der Sozialdemokra-



## JAN DERRIKSENS DIENSTJAHR

Roman von J. H. Königsfeld

(21)

Rebeka war nahe daran, ihr Antlitz in den Händen zu verbergen.

Suedar vermochte es, all die Innigkeit der Leidenschaft zu Rebeka, in die ihn die Verhältnisse wider anfängliche Absicht hineingezogen hatten, in seine folgenden Worte zu legen:

„Bitten Sie nicht, Miß Bich, die Königin ist doch nie verantwortlich. Was Sie fühlten, Bich, das kann ich mir vorstellen. Sie waren im Begriffe, hintergangen, bejört zu werden, und ich danke Gott, daß ich damals, als ich Sie mit ihm kommen sah, wieder zurückgekehrt bin. Mr. Derrik.“

Rebeka schnellte aus ihrer zusammengeknautzten Stellung empor.

„Nichts mehr von ihm, Mr. Suedar, wenn Sie wollen, daß ich Sie noch anhöre“, erklang es mit stählernem Ton von ihren herb zukendenden Lippen.

Der Offizier konnte nur mit Mühe einen Jubelruf unterdrücken.

„Bich“, flüsterte er heiß, und Rebeka wehrte dieser Ansprache mit keinem Worte, mit keiner Bewegung, „Bich, wie darf ich das deuten? Bitte, sehen Sie mich an, Bich“, flehte er.

„Ich glaube, Mr. Suedar“, sagte Rebeka mit klangloser Stimme und einem schmerzlichen Lächeln, „da ich Ihnen erlaube, mich so zu nennen, hätten Sie sich diese Frage ersparen können.“

Suedar schien sie in die Arme schließen zu wollen, doch zur rechten Zeit besann er sich noch, es war keine romantische Mondnacht, sondern heller, beginnender Vormittag und droben am Mastell der Nacht stand der diensttunende Hilfsmarfok. Er trat einen halben Schritt zurück und ergriff die schlaff niederhängende rechte Hand des schönen Mädchens, das farblosen Antlitzes in die grünen Tiefen der See starrte.

„Meinen Dank, Herrlichkeit“, er drückte einen Kuß auf die kalten Finger Rebekas. „Und kein Hindernis besteht mehr, daß ich Sie heute beim Fest als die Meine gegen darf.“

Das Erzittern des schönen Hauptes vor sich mochte Suedar als ein bejahendes Nicken deuten. Er drückte noch einen feurigen Kuß auf die Hand des Mädchens und stürmte sodann nach dem Eingang zum Decksalon.

Rebeka erhob sich langsam.

Rascher, als sie es sich jemals gedacht, war die Gelegenheit gekommen, an Jan für seinen Verrat Rache zu nehmen. Daß Suedar ihr gegenüber nicht kalt geblieben sei während der langen Zeit des Zusammenlebens an Bord, daß er sie vielleicht liebe, das hatte Rebeka natürlich mit dem feinen Sinne des Weibes schon längst erkannt, dazu hätte es wahrlich nicht des misglückten Blumengrusses am Abend nach der Abreise aus Gibraltar bedurft.

Sie nickte langsam vor sich hin. Ja, so war es richtig, so paßte es ihr. Daß sie dabei zu einem ungeliebten Gatten käme, daran dachte sie mit keinem Gedanken, nur Schmerz bereiten dem Grausamen, der ihre Liebe so getäuscht hatte, das war das Um und Auf all ihres Sinnes. Rebeka wandelte langsam dem Decksalon zu. An der Tür schrak sie zusammen. Wenn ihr jetzt Jan entgegenträte?

Da hörte sie die Stimme des Kapitäns, der in Begleitung Jans nach dem „Lincoln“ hinübergefahren war, um die Zusage Mr. Printspitts zur Einladung des Admirals zu überbringen. Der Kapitän teilte dem Ehe mit, Mr. Derrik käme nicht

zur Mittagstafel, da er vom Offizierskorps zum Speisen auf dem Panzerschiff eingeladen worden sei, nebst verschiedenen Herren aus der Stadt.

Man würde sich einer Lüge schuldig machen, wenn man zu behaupten versuchte, daß die folgenden Stunden des Tages für mehrere Leute, die auf der „Rebeka“ lebten, zu den angenehmsten ihres Lebens gehörten.

Da war vor allem Mr. Printspitt, der die größte Ueberraschung und vielleicht auch Enttäuschung seines Daseins erlebte.

Suedar hatte den alten Herrn endlich nach langem Suchen glücklich in seinem Raucherstuhl unter dem Sonnensegel entdeckt. Von keinerlei Besorgnis bedrückt, ging der Offizier sofort zum Angriff über. Ein Zuhörer hätte festgestellt, das hauptsächlich Suedar es war, der das Wort führte, denn Mr. Printspitt hatte lang und hart mit der Verblüffung zu kämpfen. Natürlich fiel ihm nicht ein, der Werbung Suedars irgend etwas in den Weg zu legen, da der Offizier sich auf das Einverständnis Rebekas berief und Mißer Printspitt nicht der Mann war, in so wichtigen Angelegenheiten irgend jemandes Entschluß, und wenn es auch seine eigene Tochter war, beeinflussen zu wollen. So trat Suedar das Einverständnis des alten Herrn davon. Ueber die sonstigen Umstände war fast gar nicht gesprochen worden. Printspitt wußte beiläufig, daß Suedar als Offizier kein Vermögen von seiner Löhnung hatte ersparen können und der eigene riesige Reichtum ließ ihn leicht hierüber hinwegblenden. Die Hauptsache war und blieb für ihn, daß Rebeka den Mann wollte. Dies war der Fall, also gut.

Indessen ging Mr. Printspitt nur scheinbar so glatt über den Fall zur Tagesordnung über, die diesmal in den Vorbereitungen für den Ball an Bord des „Lincoln“ bestand. Nur scheinbar, denn eigentlich hatte die Sache denn doch einem uneingestandenem Lieblingsplan Mr. Printspitts einen argen Stoß versetzt. Hatte der alte Herr und Menschenkenner doch gemeint, vollkommen klar zu sehen und er hätte geschworen, daß das, was ihm vor einer Viertelstunde Suedar mitteilte, ihm eines schönen Tages Jan eröffnen werde.

Dazu das Verhalten Bichs in den letzten Tagen.

„Ja, diese Weiber!“ knurrte Mr. Printspitt grimmig vor sich hin. Da wurde man nicht klug und selbst sein liebes Töchterlein schien ein ganz gehöriges Maß weiblicher Ragenatur zu besitzen. Oder vielleicht stand die Sache zwischen Rebeka und Jan überhaupt gar nicht so, wie er bemerkt zu haben glaubte. Dann aber hatte ihm seine vielgerühmte Menschenkenntnis einen argen Streich gespielt, ein Grund mehr, schlechter Laune zu sein, denn der Junge, dieser Derrik, gerissen, wie er war, hatte gewiß seine sehr greifbaren Andeutungen gestern verstanden und lachte wahrscheinlich sich den Hals voll über die „Menschenkenntnis“ des eingebildeten alten Printspitt, der nicht einmal seine eigene Tochter kannte.

Zum Teufel, eine ganz fatale Blamage! Insbesondere diese letzte Erwägung war geeignet, den letzten Rest von Ausgeräumtheit aus dem Gemüte des alten Herrn zu verschleudern und als Mr. Printspitt in Festkleidung, umkreist von dem die letzten Stühchen mit einer Silberfellbürste ab-

hauchenden Mr. Georges, den Decksalon betrat, um dort seine Tochter zu erwarten, da war er wirklich schlechter Laune.

Mr. Printspitt hatte sich vorgenommen, dem Mädcheln, wie er sich in Gedanken ausdrückte, durch eine kühle Behandlung wenigstens einen Bruchteil seiner Verstimmung zum Bewußtsein zu bringen. Als sich aber die Tür öffnete und Rebeka den Raum betrat, da verflogen diese Pläne des alten Herrn im Nu in alle Winde.

Der Grund war das Aussehen Rebekas.

In einer schwach gelbüberhauchten Seidenrobe, deren Taille durch einen breiten Gürtel in glühendem Rot betont wurde, erschien das schöne Mädchen so blaß wie ein Bildwerk aus Stein. Die vollen Lippen in dem dunkel getönten Gesicht, die sonst mit der Röte reifer Kirschchen weiteiferten, waren blutleer und fest aufeinandergepreßt. Ein Schleier schien über den leuchtenden Augen ausgebreitet zu sein. Noch mehr aber als all dies wirkte auf den Vater der schleppende Schritt Rebekas, deren Gang sonst in jugendlicher, kraftvoller Elastizität gefedert hatte.

Mr. Printspitt mußte sich sagen, das war weniger das Bild der Launenhaftigkeit, das was ein Ausdruck seelischer Krankheit.

Der alte Herr räufperte sich einige Male und trat dann auf seine Tochter zu:

„Miß Bich, habe soeben mit Suedar gesprochen. Ich gratuliere!“

Das unter den schweren, aschblonden Flechten sich neigende Haupt des Mädchens an seine panzerhart gestärkte Hand. Als er den Arm um die schlankste Rebekas legte, fühlte er das leise Zucken seiner Tochter.

Da möge doch das Donnerwetter dreinfahren, entrang sich ihm im Innern ein kräftiger Stoßseufzer, wenn das das Bild einer glücklichen Braut wäre, die aus eigener Wahl, von niemand genötigt und gezwungen, sich einen Lebensgefährten wählte.

Rebeka hatte sich indessen wieder gesetzt. Die Tränen mit einem Spitzentüchlein trocknend, dankte sie ihrem Vater mit einem Lächeln, dessen verhaltener Schmerz Mr. Printspitts scheinbare Ruhe fast aus dem Geleise brachte. Es hätte gar nicht viel gefehlt und der alte Herr hätte sich seinen Unmut darüber, daß er im vollsten Einverständnis über die ihn umgebenden Stimmungen sei, hauptsächlich deshalb, daß er nicht Jan an der Stelle des männlichen Teiles bei dem Brautpaar in seinem Haus vorfand, in kräftigen Worten von der Seele gedonnert.

Endlich tauchte Suedar auf. Sichtlich in Wonne und Siegesbewußtsein schwimmend, schwang er einen Strauß von weißen, müden Rosen, die einzigen Blumen, die er in der Stadt hatte aufstreifen können. Wortlos besichtigte Rebeka die Blumen in ihrem Gürtel.

Suedar erging sich in einem Schwall von Worten über den Hafen und die Stadt. Endlich klopfte Mr. Georges an die Tür und meldete das Eintreffen des Motorbootes des Panzers, das die Gäste zum Ball holen kam. Der Bootschaffner handigte Mr. Printspitt ein Billett Jans ein, in dem dieser Mitteilung machte, daß er soeben daran sei, sich nach einem lebenswürdigen Empfang auf dem „Lincoln“ nach der Nacht in einem anderen Fahrzeug zurückzugeben und daß er alsbald in entsprechender Festkleidung wiederum an Bord des „Lincoln“ eintreffen werde.

Dann stieß das Motorboot wieder von der „Rebeka“ ab, das Sternennbanner, das groß und hant von der Flaggenstange im Heck herabhing, schleppte, wie es bei feierlichen Anlässen in der amerikanischen

Kriegsmarine Brauch ist, mit einem großen Teil seiner seidnen Herrlichkeit im schäumenden Kielwasser des Bootes nach.

Als der Soufamarisch laut und prächtig seine auffragenden Klänge über die Himmelsleiter der gemagten Akorde herabpurzeln ließ, hatte Jan den „Lincoln“ wieder betreten. Beim Fallreep machte sich sofort ein großer Teil der jungen Offiziere, Midshipmen, Seeladetten, an ihn heran, umringten den sympathischen, wohlgeleiteten Gesellschaften von Mittag mit lustigen Zurufen, als ob er einer der Ihren wäre, und wollte ihn mit sich entführen in die Messe der Midshipmen, wo ein gar herrliches Büfett aufgebaut war.

Aber Jan lehnte lachend und aufgeregt ab.

„Danke, danke, nur einen Augenblick müssen Sie mich lassen, ich muß nach meiner Gesellschaft sehen, Misterns, nur einen Augenblick.“

„Also gut, einen Augenblick“, gestand man ihm zu, „aber vorher sagen Sie uns nur noch, Mr. Derrik, wer ist die stolze, blasse Schönheit, die Sie auf Ihrer Nacht mitgebracht haben. Sie ist zweifellos die Königin des heutigen Festes. Wohl die Tochter Mr. Printspitts, wie?“

So klangen die Fragen und Rufe der jungen Leute durcheinander.

„Die Tochter, die Tochter, Misterns, ganz richtig, aber jetzt entschuldigen Sie mich, bitte.“

Jan enteilte dem munteren Kreis und stürmte suchenden Auges über das Verdeck.

Was er vormittags noch in der ganzen weißgetünchten Mächtigkeit eines U.S.A.-Schlachtschiffes gesehen hatte, das zeigte sich ihm nun in vollkommen veränderter Gestalt. Die Panzertürme grünende Hügel, die Deckaufbauten die Grundlage blühender Lauben, die Treppenaufgänge lauschige Grotten, überall gedämpfetes, farbiges Licht, Blumen und Grün in verschwendetlicher Fülle, Teppiche und Sitzgelegenheiten, dann wiederum ein langer Tisch, mit blendendem Damast bedeckt, darauf aufgetürmte Berge von Lederbissen und daneben auf einer riesigen silbernen Platte ein mächtiger Eisblock, aus dessen Seiten überall die goldenen und silbernen Hälse von Sektflaschen und sonstigen Behältnissen edler Getränke ragten.

Zwischen all diesen während weniger Stunden entstandenen Herrlichkeiten bewegten sich einzeln, in Paaren und ganzen Gruppen die Gastgeber und die Gäste.

Ein Teil der Bordkapelle, die Streicher, spielten, versteckt hinter Grün, fast unaufhörlich.

Die Nachtbrise fächelte und welkte das riesige Sonnensegel, das all dies überwölbte und ließ ihren erfrischenden Hauch um die Menschen spielen, die sich dem zwanglosen Genuß des wohlgelungenen Festes hingaben.

Endlich winkte Jan das Glück. Er erspähte Rebeka im Winkel einer aus Lorchwänden gebildeten Laube.

Rebeka schien in tiefe Gedanken versunken, auch hatte der dicke Teppichbelag auf den Bohlen des Schiffes jedes Geräusch herannahender Schritte ersticht.

Als sie endlich den Herannahenden hörte, sagte sie, ohne aufzublicken:

„Nun, Pa, hast du die Delpumpe gründlich studiert?“

Als keine Antwort erfolgte, blickte sie auf.

Und sah Jan vor sich stehen, der lächelnd auf sie herunterblickte. Ihre Hand fuhr an das Herz. Tödliches Erblassen, aber auch ein verächtlicher Zug legten sich auf ihr Antlitz. Jans Pulse jagten, doch



weit entfernt, sich all dies ungünstig zu deuten, trat er noch näher und stieß mit verhaltener Stimme hervor:

„Miß Rebekka, Sie erinnern sich unserer Vereinbarung am Tage nach der Abfahrt von Gibraltar. Soeben bin ich von der Nacht gekommen, ich habe die Smaragden vom Mount Mourne nicht mehr an der Hand der Bugfigur gesehen. Miß Rebekka, ich darf somit zu Ihnen sprechen, wie es mir mein Gefühl diktiert, mein Gefühl, das ich schon allzulange zurückdrängen mußte...“

Rebekka war aufgestanden und unterbrach ihn mit langsamer und schneidender Stimme:

„Ersparen Sie sich weitere Anstrengungen Ihrer Erfindungsgabe, Mr. Derrick. Sie vergessen wohl, wer Sie sind. Ich habe heute den Anreisen von der Bugfigur entfernen lassen, da er störend wirkte. Wenn Sie sich daraus irgend etwas einbilden, so sei Ihnen gesagt, daß weder ich eine solche Sprache dulden werde noch mein — Verlobter.“

Jan war taumelnd zurückgewichen. Hörte er denn richtig, was dies denn Wirklichkeit? War dies Rebekka, seine Rebekka, der Gegenstand seiner stillen, innigen Verlobungen, das Mädchen, in dessen Augen er noch gestern liebevolle Hingabe, ein verheißungsvolles Versprechen gelesen hatte, das Kind Mr. Brinspitts, der seinerseits selbst noch gestern abends unzweifelhaft auf die Neigung seiner Tochter hingewiesen hatte? —

Wie ein Peitschenschlag wirkte jedoch auch der Hinweis auf den Unterschied in der sozialen Stellung, diesen vermeintlichen Unterschied zwischen der Milliardärstochter und dem Chauffeur. So war sie also um nichts besser als jede andere auf die Geldsäcke des Vaters pochende Tochter, die allenfalls nicht abgeneigt schien, mit dem Bedienten ein eitles Spiel zu treiben und die dann den Toren, sobald sein Herz in Flammen stand, mit kaltem Lächeln in seine Schranken zurückwies, um am Arm des bereitgehaltenen standesgemäßen Auswählten sich über den Gefährlichen zu belustigen?

Nein, dies letzte sollte ihr nicht gelingen! Er brachte es zuwege, mit fester Stimme und einem kühlen Lächeln zu entgegnen: „Wohl Mr. Suedar der Glückliche, wie, Miß?“

Rebekka schritt hochgehobenen Hauptes an Jan vorüber.

„Ja, Mr. Suedar ist es.“

„Meine Gratulation, Miß!“ sagte Jan hart.

„Wir danken Ihnen, Derrick!“ tönte Suedars hochmütiges Organ gehässig zurück.

Er war, unbemerkt von den Sprechenden, an die Laube herangetreten. Rebekka legte leicht ihre Rechte auf seinen Arm und das Haar mischte sich unter die anderen Gäste.

Jan fuhr sich mit der Hand über Stirn und Augen. Also aus, verloren. Er der Genarte, Suedar, der hohle Lebemann, der Sieger, und sein Ideal, Rebekka, die Geliebte, nicht die von ihm bewunderte Ausnahme, sondern gleich jeder anderen ein den Traditionen des Geldsackes willenlos ergebenes nerven- und seelenloses Geschöpf.

„Rein Verlust für dich, Jan,“ tröstete er sich selbst und dann stürzte er sich, da er nur zu gut wußte, wie bald sein wundes Herz diesen schwachen Trost zur Seite schieben und nur im Zimmer um das verlorene Glück zucken würde, mitten in die lustige Gesellschaft der jungen Offiziere des Geschwaders.

Am den runden Tischchen, wo die jungen Leute saßen, gab's schon beim Festmahl eine übermütige Unterhaltung. Dieser Mr. Derrick von der Nacht des alten Brinspitt war ein ganz ausgezeichnete Gesellschaftler. Er glänzte in prächtigen Einfällen und führte die Unterhaltung während der Tafel in großartiger Weise.

Nachher beim Tanz verschwand aber Jan. Die Offiziere suchten ihn allerorts und entdeckten ihn einsam in einer der vielen dunklen Lauben. Mit Hals wurde er wiederum zu ihrer Gesellschaft zurückgebracht. Als sie ihn dann im geheimen

in ihren Schlafraum auf dem Panzerschiff bugsierten, wo mit Ausschluß der Öffentlichkeit ein opulentes Trinkgelage stattfinden sollte, da sagte ihnen Jan einige ernste Worte, so daß selbst die frechtigen Springinsfelde ernüchtert dasitzen und eine Reihe von Flaschen uneröffnet blieb.

Jan verweilte noch über eine Stunde unter dieser Gesellschaft. Endlich erhob er sich und man ging wiederum an Deck, dort wurde noch immer getanzt und musiziert. Jan fand eine gute Gelegenheit, die maßgebenden Gastgeber zu entdecken, denen er seinen Dank aussprach unter Hinweis, daß er als Schiffingenieur nach der Nacht zurückfahren mußte. Man stellte ihm das Motorboot zur Verfügung und er langte allein an Bord der „Rebekka“ an.

Als er seinen Grad mit dem Licht, bequemen Schiffsanzug vertauscht hatte, schritt er langsam über das dunkle Deck der Nacht nach dem Bugplätzchen Rebekkas, wo man den Ausblick auf die Bugfigur des Schiffes nehmen konnte. Jan kam es dabei vor, als wäre alles heute im tollen Ueberstürzen Erlebte nur ein Traum gewesen, ein böser Traum, der bald weggerischt, die wirkliche, glücklichere Gegenwart zeigen würde.

**ALLE**  
**Genossen**  
**BESTELLEN IHRE**  
**Drucksorten**  
**NUR IN DER**  
**Gutenberg**  
**Druckerei**  
**ST. POELTEN**  
**Franziskanergasse 6**

Als er aber am Bugspriet ankam, da sah er, daß Rebekkas Lehnstuhl nicht mehr da war und hinunterblickend, konnte er nur zu deutlich erkennen, daß der Armreiß mit den Smaragden vom Mount Mourne sich nicht mehr an der Hand der Buggestalt befand. Dagegen hielten die hölzernen Finger der Nixe einen Strauß von den gleichen weißen Rosen, wie sie heute Rebekka im purpurnen Gürtel getragen hatte.

Jan ging nach der anderen Seite des Verdecks. Von dort aus sah er den Panzer als helleres, massiges Gebilde auf dem phosphoreszierenden Dunkel der See liegen. Der ganze Raum des Verdecks war selbst auf diese Entfernung hin durch seine Helle deutlich zu erkennen. Bunt irrlichterte es zwischen dunkleren Stellen, den improvisierten Gartenanlagen, durcheinander. Aus den Lücken an der Seite des „Lincoln“ strahlte es leuchtend.

„Das Grab deiner Liebe,“ jagte das selbstquälerische Herz zu Jan.

Plötzlich erscholl die anrufende Stimme des Wachthabenden an Bord der Nacht. Jan schritt schnell nach dem Standorte des Rufenden. Es war der Kapitän.

Jan sah unten auf dem Wasser einen dunklen Kahn schaukeln, ein arabischer Bootsmann mit der Binde des Postangestellten überreichte eben dem Kapitän eine dringende Depesche an Mr. Brinspitt.

Jan erinnert sich seiner gestern erfolgten Anstellung als Börsensekretär.

Er öffnete das Telegramm und las die Worte:

„Alles vorbereitet, Wagen an Land, meine Vorarbeiten beendet, komme morgen Mittag Bord. Dr. Ec.“

Fortsetzung folgt

# Die Sippe

(8)

Roman von Leo Bachinger

„Ich muß Ihnen, Herr Kooperator, diesen einen Vorwurf noch immer wiederholen, es sind Klagen eingelaufen, die Sie nicht widerspruchlos hinnehmen dürfen.“

„Zum Beispiel?“ fragte Zukundus ruhig und trat dem Pfarrherrn einen Schritt näher.

„Sie sollten im Gasthaus des Herrn Gleichweit gesprächsweise erwähnt haben, Sie begreifen es vollständig, daß die Bauarbeiter streiken, sie hätten ein Recht dazu.“

Zukundus neigte leicht den Kopf. „Haben Sie das gesagt?“ forschte der Dechant und runzelte seine hohe Stirn in bedenklicher Weise.

„Ja, Herr Pfarrer, so habe ich gesagt, genau so. Sie sind gut berichtigt worden.“

Der Dechant fuhr auf. „Bedenken Sie um Gotteswillen, Hochwürden, was Sie da tun? Das ist ja eine Aufreizung gegen die von Gott gewollte Ordnung? Ich verstehe Sie nicht, Herr Kooperator. Wohin soll denn das führen, wenn das am grünen Holz geschieht...?“

„Ich habe nur nach meinem Herzen, nach meinem Gewissen gesprochen, Herr Dechant.“

„Aber bedenken Sie doch, Herr Kooperator, wohin kämen wir denn da, wenn sogar die Diener der Kirche solche teuflische Bestrebungen, wenn auch nur mit dem Wort unterstützen?“

Zukundus tat verwundert. „Ich halte mich in das Wort der Bibel, Herr Dechant. Jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert und dem Zugochsen soll man das Maul nicht verbinden. Wenn ich mir ein paar Schuhe oder eine Hose kaufen will und ich finde den Preis zu teuer, so wird der Schuster oder der Schneider einfach achselzuckend erklären billiger kann ich sie nicht geben. Jeder Arbeiter kann daher für seine Arbeit einen entsprechenden Preis verlangen und wenn er ihn nicht bekommt, einfach erklären: bedauere sehr, dann kann ich sie eben nicht machen. Etwas Sündhaftes kann ich da nicht erblicken. Der Apostel Paulus sagt: Wer dem Altar dient, soll vom Altar leben und meine Meinung ist, wer dem Volk, dem Staat durch seine Arbeit dient, auch von seiner Arbeit soll leben können.“

„Aber, Herr Kooperator? Was sind das für Ansichten?“

„Herr Dechant, ich bin weder liberal noch sozialistisch angehaucht, ich spreche als denkender Mensch, als fühlender Mensch.“

Hochwürden Herr Pfarrer waren entsetzt.

„Hein, Hein, Herr Kooperator sollen aber in erster Linie als Christ, als katholischer Priester sprechen. Das Volk muß zur Untertänigkeit gegen seine Vorgesetzten erzogen werden. Denken Sie an das Wort Luzifers: Wir wollen wie Gott sein! Diesen Geist der Auflehnung müssen wir bekämpfen und christliche Demut und Entfagung lehren nach dem Grundsatz unserer heiligen Ordensstifters Benediktus: ora et labora! Bete und arbeite! Lassen Sie sich das gesagt sein, Herr Kooperator! Und noch was. Sie waren auch bei der Festerversammlung des katholischen Handwerker- und Arbeitervereines nicht anwesend, obwohl Sie eingeladen waren; warum blieben Sie aus?“

„Positiv war nie mein Geschmak, Herr Dechant. Ich bin Priester und sonst nichts. In meinen Mußestunden widme ich mich der Musik, die mir alles Fehlende ersetzt, ersehen muß. Ich bin 40 Jahre alt und werde mich nicht mehr ändern.“

Der hochwürdige Herr Dechant runzelte die Stirn.

„Wenn man aber höhererorts eine Betätigung des katholischen Klerus in diesem Sinne wünscht, Herr Kooperator?“

„Wünschen kann man ja, Herr Dechant“, meinte Zukundus leichthin und ein seines Lächeln verklärte sein festes Gesicht, „aber zwingen kann mich niemand zu dieser Betätigung.“

Der Herr Pfarrer war aufgestanden.

„Ich sehe schon, ich komme da mit Ihnen auf keinen grünen Zweig. Wir wollen später darüber noch einmal ernstlich sprechen. Auch Sie haben wie alle Priester die Pflicht, die Interessen der katholischen Kirche, unserer Mutter, zu fördern. In jeder Weise, Hochwürden. Und was haben Sie für ein Thema für die morgige Predigt, Herr Kooperator?“

„Vom größten Gebote.“

„Schön, sehr schön Herr Kooperator. Möchten Sie nicht ein paar Sätze einflchten über die Pflichten der Arbeiter gegen ihre Brotgeber. Sie wissen doch, der Streit ist noch nicht beendet...“

„Das paßt doch nicht zu meinem Thema, Herr Dechant.“

„Ja, aber man kann immerhin...“

„Hochwürden, Herr Dechant, ich bitte, mich in dieser Beziehung nicht zu beeinflussen.“

Jetzt wurde der Pfarrer zornig. In seiner ganzen, hageren Größe schob er sich an seinen dicken Amtsbreder heran. „Ich werde Ihren Widerstand zur Kenntnis der vorgefetzten Behörde bringen, daß Sie es wissen. Und morgen werde ich die Predigt halten.“

Sprach's und hastete hinaus.

Zukundus, der froh war, das Studium der sonntäglichen Predigt beendigen zu können, setzte sich seelenruhig ans Klavier und spielte eine Sonate von Beethoven.

Der Dechant ging die Stiege hinab und schritt langsam über den Hof.

Josef, der Pferdewechter, der zugleich die Stelle eines Meiers im Pfarrhof vertrat, schürte die Pferde aus, hing vorzüglich die Geschirre auf den bestimmten Platz und sang ein Marienlied dabei. Er war sehr fromm und ebenbürtig arbeitam und es ging in Kreuzung die Sage, daß er trotz seiner 45 Jahre noch ein „Jungherr“ sei, das heißt, daß er weder einem Mädchen noch einer Frau mit Erfolg nachgestellt habe.

Wohlgelällig betrachtete ihn der Pfarrer, „Das Korn schon angebaut Josef?“

„Alles is anbau, Hochwürden Herr Dechant, bis aufs letzte Fleck. Der Acker war morb (mürbe) wie a Bacht (Gebäck).“

Der Pfarrer nickte seinem Getreuen noch einmal freundlich zu und begab sich gemächlichen Schrittes in die Küche, um seinen Tausenkaffee einzunehmen. Grundsätzlich trank er seinen Frühstück- und Tausenkaffee in der Küche, um mit seiner Wirtschaffterin einen kleinen Pflausch zu absolvieren.

„Jungfer“ Resi, ein rundliches, nicht unebenes Frauenzimmer, saß am Fenster und nähte heimlich an einem kleinen putzigen Kinderhemdchen. Die Sonne vergoldete ihr braunes, üppiges Haar und sie sah trotz ihrer 37 Jahre noch rosig und frisch aus. Freilich neigte ihr Körper schon zu bedenklicher Fülle und ihre Finger glückten kleinen, fetten Würstchen.

Mit einem sonoren „Guten Abend“ betrat der Dechant die Küche, trat auf Jungfer Resi zu, die seinen Gruß mit einem „Kuß d'Hand, Hochwürden“, erwiderte.

„Si, so fleißig? Was wird denn das Schönes?“

Jungfer Resi lächelte erötend und lispelte verlegen: „Für Erich.“

Väterlich ließ Vater Dewald seine Rechte auf ihren braunen Scheitel ruhen, mit der Linken streichelte er ihr Doppelkinn.

„Wenn er nur brav wird, Resi; ich schneße ihn alle Tage in das heilige Messopfer ein.“

Ein dankbarer Blick aus ihren graublauen Augen belohnte ihn. Eilig stand sie auf, um den Kaffee einzuschenten.

Jungfer Resi mußte nämlich vor ungefahr anderthalb Jahren dringend ins „Bad“, wie es in Kreuzung hieß. Nach fünf, sechs Monaten, die sie von Kreuzung fern war, genas sie eines kräftigen Anabens, der ganz die Züge des Herrn Dechant Paters Dewald trug.



# Gewerkschaftsbewegung.

## Urlaub und Kündigungsfrist.

Die beginnende Urlaubssaison rechtfertigt es, sich mit einer, wenngleich mit Rücksicht auf den zumeist bestehenden „Ausschluß der Kündigungsfrist“ seltener vorkommenden Streitfrage aus dem Urlaubsgezet zu beschäftigen. § 5 d. s. b. G. sagt nämlich:

Wird dem Arbeiter gekündigt und sind zur Zeit der Kündigung seit Antritt des Dienstverhältnisses oder seit Beginn des zweiten oder eines folgenden Dienstjahres schon zehn Monate verstrichen, so hat er ... den Anspruch auf Gewährung der gemäß § 3 zutreffenden Bezüge so, als ob ... schon ein Jahr verstrichen wäre.

Daraus ergab sich die Streitfrage, ob diese zehn Monate schon im Zeitpunkt der Kündigung verstrichen sein müssen oder ob die Kündigungsfrist in die Gesamtdauer des Dienstverhältnisses einzurechnen ist. Das Einigungsamt Innsbruck stellte sich kürzlich auf den ersteren Standpunkt und stützte sich hierbei auf ein Gutachten des Obereinigungsamtes (Sammlung Nr. 3218) und auf ein Urteil des Landesgerichtes Wien (Sammlung Nummer 3193), obwohl keines von beiden diese Rechtsfrage endgültig beantwortete. Für die Abweisung des Klagebegehrens vermochte es also selbst keine Begründung zu finden. Da loben wir uns schon jene Entscheidung des Einigungsamtes Linz vom Jahre 1926, die ganz richtig sagte, „diese alte Streitfrage läßt sich nicht durch eine Interpretation der Worte „zur Zeit der Kündigung“, sondern nur aus dem Geist des Gesetzes lösen ... Es ist logisch, daß diese zehn Monate nicht beschritten werden dürfen. Auch während der Kündigung muß der Arbeiter genau so arbeiten wie vorher, auch diese Zeit macht ihn erholungsbedürftig, sie ist ein Teil der Gesamtdienstzeit“.

Juristisch präziser jagte das Landesgericht Wien in seinem Urteil vom 20. Juli 1923, Sammlung Nr. 3210: „Unter dem Wort „Zeit“ ist nicht ein Zeitpunkt, sondern ein Zeitraum zu verstehen, in welchem Sinn dieses Wort z. B. auch in den §§ 1154 b und 1158 a. b. G. B. gebraucht wird. ... das Wort „zur Zeit“ muß daher im Sinne von Zeitraum aufgefaßt und dieser Zeitraum (die Kündigungsfrist), der die zehntonatige Dienstzeit begrenzt, in letztere eingerechnet werden“.

Die Kündigungsfrist ist also in die Gesamtdienstzeit einzurechnen. Erklärte doch auch einmal der Oberste Gerichtshof, es soll dem Dienstgeber nicht freistehen, sich durch Kündigung des Arbeiters der Urlaubsgewährung zu entziehen.

## Wie merben die Christlichen Mitglieder?

Nun ein Beispiel der Methoden, mittels deren die christlichen Gewerkschaften offenbar die Herzen der Arbeiter im Sturm erobern zu können vermeinen: Die staatliche Kur- und Badeanstalt in Baden bei Wien steht seit zehn Jahren im Vertragsverhältnis mit dem freien Gewerkschaftsverband. In all dieser Zeit war es immer möglich gewesen, allenfalls auftauchende Zwistigkeiten, die ja schließlich überall unvermeidlich sind, ohne besondere Verwicklungen aus der Welt zu schaffen und das Vertragsverhältnis jeweils zu erneuern, ohne daß es je zum Schaden des Betriebes zu ernstlichen Schwierigkeiten gekommen wäre. Auch jetzt besteht noch immer der alte Vertrag.

Aber das neue System, mit dem jetzt in Oesterreich regiert wird, vermag es absolut nicht, daß in irgendeinem Betrieb Arbeitsfrieden herrscht. So war es den Herren im Ministerium ein Dorn im Auge, daß da im Baden des Herrn Kollmann in einem großen Betrieb eine „geschlossene Werkstätte“ besteht, ein hundertprozentig organisierter Betrieb, der ruhig und friedlich arbeitet. Das war einfach nicht auszuhalten. Und so wurde denn vom Ministerium ein Oberechnungsrat hinausgeschickt, ein Herr Bock, und zum Verwalter der Kuranstalt bestellt.

Noch keine drei Tage waren seit dem Dienstantritt dieses Herrn vergangen, da ließ er das ganze Pflege- und Arbeiterpersonal kommen, Mann für Mann, Frau für Frau. Er hielt eine großartige Rede, in der er schmetternd verkündete, es wehe nun ein anderer Wind:

„Sie wissen, die Regierung ist christlichsozial, und wenn Ihnen um Ihre Pösten zu tun ist, möchte ich Ihnen empfehlen, sich der christlichen Organisation anzuschließen!“

Herr Oberechnungsrat Bock tat sich gleich auch die nötigen christlichen „Agitatoren“ mitgebracht. Und der größte Druck hatte auch Erfolg: tatsächlich unterlagen einige Weiblein des Pflegepersonals den Drohungen und gingen zu den Christlichen über. Beim Arbeiterpersonal hat der Terror hingegen verjagt, und es fragt sich nun, welches die

## Ein D. S. B.-Mann gegen das Krankengeld der Angestellten.

In der Tschechoslowakei ist jetzt die Novellierung der Krankenversicherung auf der Tagesordnung. So, wie es in Oesterreich bei der Schaffung des Angestelltenversicherungsgesetzes der Fall war, streben auch in der Tschechoslowakei die Unternehmerkreise an, daß dem kranken Angestellten in den ersten Krankheitswochen, während er noch Anspruch auf die Fortzahlung des Gehaltes hat, das Krankengeld genommen wird. Diese Unternehmerforderung hat nun bei einem D. S. B.-Mann Verständnis, Hilfe und Unterstützung gefunden, die auch

Krankenversicherungsgesetz auch Anspruch auf das Krankengeld. Die Erkrankung bedeutet also für den Angestellten eine ganz wesentliche Mehreinnahme, die durch nichts begründet werden kann.“ (Daß der kranke Angestellte der Mehreinnahme zu seiner Heilung bedarf, scheint der gute D. S. B.-Mann noch nicht erfahren zu haben.) Vielfach wird die Anschauung vertreten, daß der Angestellte das Krankengeld zur Aufbesserung seiner Kost brauche. Herr Dr. Juna behauptet aber, daß es mitunter nur vorteilhaft sei, wenn der Kranke während seiner Krankheit überhaupt nichts oder nur sehr wenig zu sich nimmt. Dadurch erscheint also diese Behauptung wiederlegt ... Der Gesetzgeber hat bei der Schaffung des R. B. G. nicht daran gedacht, diese zur Unmoral erziehende Bestimmung des R. B. G. für die Angestellten zu ändern. Welche Wünsche diese unglückliche Bestimmung mitunter zeugt, das ist ja den meisten Mitgliedern selbst bekannt. Für das fünfjährige Krankengeld bekommt man ja schon ein ganz hübsches Frühjahrskleidchen, mit dem zehntägigen Geld kann schon eine Fuhr Kohle bezahlt werden“.

Als in Oesterreich den kranken Angestellten das Krankengeld entzogen wurde, da hat der D. S. B. dem keinen nennenswerten Widerstand entgegengesetzt. Es ist damals enthüllt worden, daß der D. S. B. über das Angestelltenversicherungsgesetz mit dem Hauptverbande der Industrie verhandelt und ganz bestimmte Abmachungen getroffen hat. Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß sich die Unternehmer für die Errichtung der vom D. S. B. beherrschten Wahlfasse „Collegialität“ in Wien den Verzicht auf das Krankengeld ausbedungen haben. Die offenherzige Selbstaufgabe des D. S. B.-Mannes bei einem ähnlichen Anlaß in der Tschechoslowakei läßt jedenfalls die Vorgänge des Jahres 1926 in Oesterreich in einem ganz neuen Lichte erscheinen.

In Deutschland setzt sich der D. S. B. dafür ein, daß die unentgeltliche Beistellung von Medikamenten und Heilbehelfen durch die Krankenkassen eingestellt wird. Nur Heilbehelfe und Medikamente, die besonders teuer sind — in Deutschland wird eine Mindestgrenze von 50 Mark bei jedem Krankheitsfall vorgeschlagen — sollen auf Kosten der Krankenkasse geliefert werden. Die billigeren Medikamente müßte der Kranke selbst bezahlen. Es ist bemerkenswert, daß man auch schon in Oesterreich ähnliche Vorschläge zur Sanierung der Krankenkasse von gleicher Seite aufgestellt bekommt.

Wenn man den D. S. B.-Deuten freie Hand in der Krankenversicherung gäbe, die würden die Krankenversicherung der Angestellten schön herrichten: kein Krankengeld, kein Medikament, was bleibt dann noch?

Wie 1+2 sicher 3 ergibt, so ergibt auch mit der gleichen Sicherheit: Einweichen mit Frauenlob-Waschextrakt und Herauswaschen mit Schicht Terpentins-Seife verlässlich reine und geschonte Wäsche. Ihrer Wäsche tut dieses Waschverfahren (Schichtwäsche) wohl.

**Schicht-Wäsche**

weiteren Schritte der Verwaltung sein werden und was sie jetzt tun wird, um den Widerstand der Arbeiter zu brechen.

Vorläufig hat der Direktor, der zehn Jahre lang mit dem Arbeitsvertrag so gut ausgekommen ist und mit dem Betriebsrat immer sehr gut zusammengearbeitet hatte, diesem erklärt, daß er sich an die Bestimmung des Vertrages, wonach er bei Aufnahmen und Entlassungen das Einvernehmen mit dem Betriebsrat herzustellen habe, nicht mehr halten könne. Denn er müsse in Hinblick die Arbeiterschaft aus der christlichen Organisation nehmen.

Die christlichen Gewerkschaften mögen sich danach nicht wundern, daß sie bei solchen Methoden in den Reihen der Arbeiter noch immer als Gelbe gelten und danach behandelt werden.

## Die Verräterei der Christlichen in Sollenau.

Vor kurzer Zeit war im Textilbetrieb Sollenau eine Betriebsrätewahl. Die christliche Gewerkschaft rechnete aus verschiedenen Gründen mit einem größeren Erfolg. Sie wurde jedoch enttäuscht und holte sich eine Niederlage.

Eine wirklich reelle Gewerkschaft würde einen solchen Mißerfolg hinnehmen und trachten, mit den demokratischen Methoden der Agitation den Boden vorzubereiten, um künftig besser abzuschneiden. Nicht so aber dachte die christliche Gewerkschaft. Sie hat nur eines im Sinne: wie die soeben gewählten Betriebsräte der freien Gewerkschaften aus dem Betrieb hinausbringen? Wie die Leute um ihr Brot bringen?

Sehr einfach: Der Herr Sekretär Mertenburger von den Christlichen gab dem Unternehmer den vorzüglichsten Rat, den Betrieb zunächst einmal für einige Zeit zu sperren. Dies geschah auch prompt und selbstverständlich wurde dann die gesamte Belegschaft abgebaut. Aber dabei blieb es nicht. Sondern nach einer „Anstandsfrist“ wurde der Betrieb wieder eröffnet, nur mit einer kleinen Einschränkung:

Eingestellt wurden jetzt nur noch die Angehörigen der christlichen Gewerkschaft.

Sie alle waren dem Unternehmer von dem Sekretär der Christlichen vorgelegt worden. Zuerst begriffen die freigewerkschaftlich Organisierten gar nicht den Zusammenhang. Erst dadurch, daß später eine Angestellte, die früher Mitglied der Christlichen gewesen, aber danach zur freien Gewerkschaft übergegangen war, dem Textilarbeiterverband die wirklichen Zusammenhänge darlegte, kam der ganze Skandal dieser Verräterei heraus.

durch die Art, wie dieser „völligste Gewerkschafter“ über die moralischen Qualitäten der Angestellten urteilt, bemerkenswert ist.

Der D. S. B. hat in der Tschechoslowakei seine Mitglieder der Prager, sogenannten Kaslo-Krankenkasse zugeführt, einem Krankenversicherungsverein unter vorwiegend tschechischer Leitung, wofür dieser eine Reihe von D. S. B.-Funktionären Anstellungen als Leiter seiner Filialen im deutschen Gebiete verschaffte. So ein Filialleiter ist auch der D. S. B.-Mann Reeh in Aulzig. Herr Reeh veröffentlichte nun einen Aufsatz in der Zeitschrift „Die Sozialversicherung der Angestellten“, erster Jahrgang, Heft 6, und gibt darin seine Auffassung kund, daß die Auszahlung des Krankengeldes „für die Angestellten keinen sichtbaren Wert hat“. Wörtlich sagt er:

... sie trägt im Gegenteil dazu bei, Angestellte ohne den notwendigen sittlichen Halt zur Unmoral zu verleiten, und zum Dieb an der großen Gemeinschaft zu machen, die in der Krankenversicherungsanstalt der Privatbeamten und Angestellten verkörpert erscheint. Der Angestellte hat gesetzlich Anspruch auf mindestens 6 Wochen Gehalt und nach dem

## Völliger Abbau des Mieterschutzes!

Ein Antrag des Landbundes. — Bis 1936 steigender Mietzins. — Von 1936: überhaupt kein Mieterschutz mehr!

Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß der Nationalrat das neue Mietengesetz beschlossen hat. Die wirtschaftlichen Folgen dieses Gesetzes zeigen sich bereits sehr deutlich: den Mietern sind vielfach schwere Mehrbelastungen auferlegt worden, die in der Zeit der Massenarbeitslosigkeit, die seit jetzt acht Monaten über Deutschösterreich hereingebrochen ist, doppelt schwer zu ertragen sind. Auf der anderen Seite hat sich eine wirtschaftlich außerordentlich schädliche und auch für die Zukunft sehr gefährliche Folge gezeigt: die Hausreparaturen nehmen rapid ab; die Hausherren, die jetzt die Reparaturen von dem Hauptmietzins decken müssen, haben nun kein Interesse mehr an Hausreparaturen. Die vermehrte Arbeitslosigkeit in Wien ist zum großen Teil auf den starken Rückgang der privaten Hausreparaturen zurückzuführen.

In dieser Zeit schwerer Wirtschaftsnot denken die Hausherren an nichts anderes als an den völligen Abbau des Mieterschutzes. Der Vortrupp der Hausherren, die landbündlerischen Abgeordneten, haben kürzlich durch den Hausherrnvertreter Bistor im Nationalrat einen Antrag einbringen lassen, der nicht weniger als die völlige Demolierung des Mietengesetzes vorsieht:

in Wien soll vom 1. August 1932 her 3200fache, vom Jahre 1933 her 3600-, vom Jahre 1934 her 4500-, vom Jahre 1935 her 5300fache Zins eingehoben werden und vom Jahre 1936 die freie Wirtschaft auf dem Wohnungsmarkt eintreten. Außerhalb Wiens soll die Mietzinsstaffel noch rascher steigen. Außer dieser Erhöhung soll für Wohnungen mit einem Friedenszins von mehr als 2000 Kronen und für Geschäftslökalen von mehr als 4000 Kronen sofort der Mieterschutz aufgehoben werden. Und schließlich sollen für alle Wohnungen die sogenannten „freien Vereinbarungen“ unbeschränkt zugelassen werden.

Und diese Novellierung des Mietengesetzes soll nach dem Antrag der Landbündler sofort vorgenommen werden. Die Mieter sehen sich also einem neuen schmerzhaften Angriff auf das Mietengesetz gegenüber. Selbst die gewaltigen Vorteile die das neue Gesetz den Hausherren gebracht hat, genügen ihnen nicht: sie halten an der restlosen Demolierung des Mieterschutzes fest. Die bürgerlichen Parteien im Nationalrat fangen an, an der Unterminierung des neuen Mietengesetzes zu arbeiten. Die Mieter wissen, woran sie sind!



# 12. u. 13. Juli Landesjugendtreffen in St. Pölten

## Vor Gericht.

### Das ist die Liebe, die dumme Liebe...

Es fing eigentlich schon im Jänner beim Feuerwehrtreffen in W. an, da kam wegen einer Dorfschönen Franz K. mit einem Großbauernsohn in Streit; im März fand die Fortsetzung vor dem Fenster des Mädchens statt, wo Franz K. seinen Nebenbuhler antraf. „Du bist a do, du wu'st'schoss'nes Büabl?“

Vorsitzender: Er jagt, Sie haben ihn zuerst beim Erwattelt gepackt?

Zeuge: Ja Spur net.

Vorsitzender: Na, na, die Spur möcht ich schon finden!

K. aber verlegte dem anderen Liebhaber einen Faustschlag auf den Kiefer, der böserweise zersprang.

Vorsitzender: Das Madel kann darüber nichts aussagen. Es hört und sieht nichts, wenn zwei Männer vor seinem Fenster raufen.

Die dritte Fortsetzung spielt aber im Gerichtssaal vor dem Schöffensenat (Vorsitzender Hofrat Soos) wo sich Franz K., wegen schwerer Körperverletzung angeklagt, zu verantworten hat. Er ist vollkommen geständig und stellt die schweren Folgen des Schlags als unglücklichen Zufall dar. Die zwei haben übrigens beim Bürgermeister einen Vergleich geschlossen, wo sich K. verpflichtet, sämtliche Kosten und Schmerzensgeld zu bezahlen. Das Vergütigen kostet dem armen Keel über 150 S.

Der Senat hat Einsicht mit der Liebe, die blind und wütend macht und verurteilt den Angeklagten nur zu der milden Strafe von 14 Tagen Arrest, bedingt mit dreijähriger Bewährungsfrist.

Vorsitzender: Wenn S' jetzt feinsten gehen, dürfen S' dabei drei Jahre nicht raufen, sonst geht's Ihnen schlecht.

### Ein menschlich denkender Staatsanwalt.

Der arbeitslose Ignaz St. wird dabei betreten, wie er, um seinen Hunger zu stillen, fisch. Zwei Kilo Gramm Weißfische, also eine Schadenssumme von 2 S, wird angeklagt. Wegen Verbrechens angeklagt, hat sich St. vor dem Schöffensenat unter dem Vorsitz des Hofrates Soos zu verantworten. Er schildert seine Not. Seit zwei Jahren arbeitslos, bezieht er bloß die Notstandsunterstützung. Arbeit in seinem Beruf zu kriegen — er ist Aufseher — ist schwer, da es so viel gesunde Menschen gibt und er ein steifes Handgelenk hat. Der Staatsanwalt Dr. Weigl beantragt einrichtsvoll, den Angeklagten nur wegen Nebertretung schuldig zu sprechen. Der Senat gibt dem Antrag Folge und verurteilt den Angeklagten zu 24 Stunden Arrest.

Vorsitzender: Aber süßen S' nimmer. Die Weißfische haben eh keinen Nährwert, da können S' ebenjogut ein Wasser trinken.

### Alles kein Terror!

Das es in Tirol zu einer Gewohnheit der reaktionären Unternehmer wird, keine Betriebsräte mehr zu dulden und sogar schon die Ausschreibung der Wahlen zu verhindern, ist genug bekannt. Noch weiter geht die Firma Jenz und Schindler in Imst. Dort beriefen sich die Herrschaften schon auf das neue Antiterrorgesetz, ehe es überhaupt noch beschlossen war und erklärten, daß sie mit Hilfe des Gesetzes nunmehr eine Handhabe haben, die Betriebsratsumlage nicht mehr in Abzug zu bringen. Und ohne solche Umlage werde der Betriebsrat ohnedies nicht mehr lebensfähig sein.

### Eine dunkle Geschichte.

Es ist das nicht eine „Platte“ in dem Sinne, als man sie sich vorstellen könnte, die hier vor dem Schöffensenat unter dem Vorsitz des Oberlandesgerichtsrates Dr. Stiebbel sich wegen Einbruchsdiebstahls zu verantworten hat. Ihre Werkzeuge sind primitive Dietriche, ihre Objekte meist Kessel und Kammern, in denen sich Schwären befinden. Nur Gustav St. beschuldigt sich selbst, seinem Dienstherrn einmal 540 S, einmal ein Zweifelhillingstück gestohlen zu haben. Bei diesem Geständnis kommt es zu einer komischen und ungewohnten Auseinandersetzung zwischen ihm, dem Vorsitzenden und dem Beisitzenden.

Vorsitzender: Der Angeklagte behauptet, Ihnen aus der Kasse 540 S gestohlen zu haben.

Zeuge (lachend): Ausgeschlossen. Das Geld hab ich doch nicht in Koffern liegen, Herr Vorsitzender, die Summe hätte mir doch fehlen müssen. Ich weiß net, was der Angeklagte mit diesem falschen Geständnis bezwecken will.

Vorsitzender: Wie ist er übrigens in die Kasse gekommen?

Angeklagter: Die war offen.

Zeuge: Das ah noch, bequem muß man's ihm machen.

Zeuge: Und wie jan S' denn zum zweiten Mal reinkommen, wie S' den Doppelfilling g'nommen haben?

Angeklagter: Bei der Tür, durch die Oberlichten.

Zeuge: Ausgeschlossen, Herr Vorsitzender, die Tür ist so hoch wie das Zimmer beinahe, der Mensch ist doch kein Aff.

Vorsitzender: Lasse. — „Ach's zur Lehr' dienen, es ist nichts ausgeschlossen.“

Vorsitzender: Der Angeklagte behauptet, er hätte stehlen müssen, weil Sie so schmutzig sind, hätte er beim Vieheinkauf immer draufgezahlt, damit er Sie zu friedensstell.

Zeuge: Ja freilich? Ach jag's ja, a Mordskerl.

Ein anderesmal brechen sie in einen Mofskeller ein, dort lassen sie sich's gut gehen; bei dieser Gelegenheit lassen sie ein ganzes Faß ansinnen.

Vorsitzender: Was ist Euch eingefallen, da einzubrechen?

Angeklagter G.: Wir waren betrunken.

Vorsitzender: Wovon? Die Arbeitslose habt Ihr Euch den Tag geholt und das ganze versoffen. Lumpen, das werden wir Euch besonders antreiben. Wegen solchen Lumpen kommen dann die armen Menschen, die von den paar Schilling leben müssen, in Mißkredit. Skandal!

Der Senat erkennt die Angeklagten, die bis auf zwei mit schwerem Kerker bestraft sind, schuldig und verurteilt: Gustav St. zu 18 Monaten, Georg A. zu einem Jahr, Johann G. zu zwei Jahren, August P. zu einem Jahr, Alois W. zu 18 Monaten, Johann B. zu 2 Monaten und Josef R. zu 2 Monaten schweren Kerkers.

Das übrigens die Herren nicht überall leichtes Spiel haben, beweist der Fall bei Schindler in Telfs. Dort hat sich ein Herr Direktor Hauser erdreistet, ganz offen in einem Brief mit der Stilllegung des ganzen Betriebes zu drohen, wenn ein von ihm mit Namen bezeichneter Arbeiter als Kandidat für den Betriebsrat aufgestellt würde. Gegen diesen in die Augen springenden und gar nicht geleugneten Terror eines Unternehmers hat sich natürlich kein Staatsanwalt gerührt. Wohl aber hat sich gezeigt, um wie vieles besser die Dinge gingen, wenn die Gewerkschaften der anderen Richtungen sich in einer Front mit der großen Mehrheit der Arbeiter- und Angestellten zu bewegen bereit wären. Einmütig haben freie, christliche und völ-

kerische Gewerkschaften gegen diesen Terror protestiert und auch in der Arbeiterkammer eine gemeinsame Resolution darüber beschlossen, der schließlich auch Erfolg beschieden war.

Leider halten die anderen eben viel zu selten bei der Stange. Und so kann es geschehen, daß zum Beispiel in Gall ein Arbeiter, der beim Austritt aus der Firma seine rückständige Ueberstundenentlohnung verlangt hat, in seinen neuen Betrieb einen Steckbrief an den Unternehmer mitgeschickt bekam, in welchem es heißt:

„Dieser Arbeiter hat sich erfreut, geleistete Ueberstunden bezahlt zu verlangen. Wir machen Sie darum besonders aufmerksam, was das für ein Subjekt ist.“

Eine Stunde später war der Arbeiter aus seiner neuen Stellung entlassen. Er hat die Anzeige bei der Staatsanwaltschaft gemacht, aber wird es was nützen?

Ähnlich ist es jenem Tischlergehilfen ergangen, der 307 S rückständigen Lohn verlangte. Der Genossenschaftsvorsitzer Virkl schrieb ihm einen Brief, in dessen Schlusssatz es heißt, wenn der Mann auf seiner Forderung bestehen bleibe,

so würde die Genossenschaft von diesem Vorgehen, daß nämlich der Arbeiter von seinem gesetzlichen Recht und Anspruch Gebrauch macht, jeder Firma, wo er eintrete, Mitteilung machen!

Wo bleibt der Staatsanwalt?

Und damit man nicht glaube, der Terror sei nur eine Privatangelegenheit der Privatunternehmer, so sei unter vielen anderen nur der Fall der Gemeinde Müstair bei Briglegg genannt, die in aller Harmlosigkeit ein Rundschreiben herausgab, in dem es heißt, sie benötige zu Strafenarbeiten Bauarbeiter; aber sie werde nur solche Arbeiter beschäftigen, die der Heimwehr angehören! Ihr meint, ein Antiterrorgesetz gegen solche Schandtatzen könnte nichts schaden! Aber ein solches Antiterrorgesetz wird nicht gemacht!

### Der Zusammenbruch der italienischen Wirtschaft.

Staat und Gemeinden werden immer mehr verschuldet. — Ein Bankrott nach dem anderen im Sündenstaat.

Dr. Wilhelm Ellenbogen berichtet in der Zeitschrift: „Arbeit und Wirtschaft“, wie das Paradies auschaut, in dem das berufsständische Prinzip gesetzlich eingeführt und durch die berufsständigen Terrormethoden der faschistischen Prägeleregulationen, Morde, Zwangsdomizile, Spezialtribunale und Deportationen auf siebenerleichte Inseln hundertfach verschärft ist. Dr. Ellenbogen bedient sich dabei ausschließlich offizieller italienischer Quellen und faschistischer Mitteilungen. Ellenbogen schreibt:

„Beginnen wir also zunächst damit, was hier mit den staatlichen Finanzen und der Volkswirtschaft. Nach dem Bericht des Abgeordneten Mazzini (wie alle italienischen Abgeordneten ein siebenmal geeichtes, von Mussolini zum Deputierten ernannter Vaschilli) über das Budget 1927/28, verschuldet sich der Staat immer mehr, trotzdem, was die Herren Zimmerl und Konforten wieder mehr interessieren dürfte, die Steuern innerhalb von sechs Jahren von 14.7 Milliarden auf 20.4 Milliarden, also um 5.7 Milliarden Lire gestiegen sind. Die Reserven der Banca d'Italia (Notenbank) sind um 494 Millionen Lire verringert, der Notenumlauf um 218 Millionen vermehrt, also ihr Stand in zehn Monaten um 712 Millionen verschlechtert („Corriere mercantile“ von Genua). Die italienischen Banken sind von fremden Devisen entblößt. Der Kurs der dreieinhalbprozentigen Staatsanleihe ist von 71.40 im Jahre 1922 auf 66.7 im Jahre 1928, der der fünfprozentigen von 82.9 auf 78.05, der der konsolidierten Schuld von 98 auf 76.25 gesunken. Das stolze Regime prahlt mit der Stabilität, der Lira auf der „Quote 90“ (gegenüber dem englischen Pfund), die großen Banken erklären aber bereits, daß sie nicht mehr in

der Lage seien, die Kosten der Aufrechterhaltung der Lira zu tragen. Mazzini stellt fest, daß im Jahre 1931 vier Milliarden Lire Schatzbons zur Erlösung kommen, für die aber das Geld nicht vorhanden sei. Der korporative Idealstaat hat die Provinz- und Gemeindeautonomie beseitigt. Die den Gemeinden vom Ständestaat oktroyierten Podestias (Bürgermeister) stehen einander wie die Raben (zum Beispiel der Herr Nenni von Mailand), oder neigten sie so ausgezeichnet, daß ihre Finanzen in hilflose Unordnung geraten. Seit die Gemeindeautonomie beseitigt ist, sind die Gemeindeausgaben verdoppelt worden (von vier Milliarden 1922 auf acht Milliarden 1928), ebenso sind die Ausgaben der Provinzen von 800 Millionen auf 1900 gestiegen. Die Regierung berechnet, daß das Defizit der siebzehn größten Städte im Jahre 1928 nicht weniger als 112 Millionen Goldlire betrug. Die Folge ist das Wachsen des Mißtrauens bei den amerikanischen Darlehensgebern. Charakteristisch dafür ist der Fall der Stadt Genua. Diese hatte vor einigen Jahren ein Darlehen von fünf Millionen Dollar in New York zu 5.75 Prozent aufgenommen. Als sie einige Jahre später eine kleine Erhöhung des Darlehens verlangte, gewährten es die Amerikaner nur mehr zu sieben Prozent. Vor einem Jahre suchte Genua um die Verdoppelung des Darlehens an, was die Amerikaner mit der Forderung nach neun Prozent oder Rückzahlung des Gesamtanziehens beantworteten (also eine Art Ablehnung). Da Genua weder rückzahlen noch so hohe Zinsen zahlen konnte, befahl Mussolini einigen Banken, das Geld den Geveulern zur Rückzahlung vorzuführen. Das stand dann in den faschistischen Blättern so zu lesen: „Die Kommune von Genua befreit sich von den Schulden an Amerika!“

Ein anderes Beispiel für Italiens Kreditnot im Ausland: Die italienische Regierung über im Ausland den Rückkauf der italienischen Eisenbahnanleihen um den Preis von sieben Pfund (von 25.25 Pfund) an und legt deren Zinssatz auf drei Prozent herab. Die Amsterdamer Börse schließt darauf diese Papiere vom Verkehr aus und das Britische Komitee der Besitzer fremder Anleihen erklärt diese Maßnahme als in Widerspruch mit den Grundgesetzen, nach denen der Abschluß der Anleihe verbindlich wurde. (Mitteilung aus New York an eine Wiener Großbank. Die Folge des künstlich hoch gehaltenen Kurses der Lire ist die Verwertung aller Produkte (Brot allein um drei Milliarden Lire jährlich das ist 75 Lire pro Kopf), ist der Rückgang des Exports, die Steigerung des Handels- und Zahlungsbilanzpassivums auf sieben Milliarden. Allerdings ist diese letzte Devisennot auch auf den Rückgang der Kinnissen, der Ausgewanderten, die zum größten Teil Antifaschisten sind, zurückzuführen: 1925 erfolgten 787 Millionen Geldforderungen von Auswanderern und 541 Millionen Rückforderungen. 1928: 217 Millionen Rückforderungen und 616 Millionen Rückforderungen.

Italien ist aus mehreren Gründen das Staatsideal der Seipianer: Crimens ist die „wahre Demokratie“ dort vollkommen durchgeführt, da der Einfluß des Parlaments völlig beseitigt ist, zweitens kommen durch die berufsständische Organisation die wirtschaftlichen Interessen der Kapitalisten ungehindert zu Wort, drittens ist die Arbeiterzeit in den Korporationen mit den Unternehmern zusammengewürfelt, wie das Scipol will, als eine völlig rechtslose Gruppe, womit der Klassenkampf beseitigt ist, viertens sind alle Arbeiter in Italien gezwungen, der faschistischen Zwangsgewerkschaft, auf öfterrechtlich als der „unpolitischen“ Heimwehrgewerkschaft, anzugehören. Also ein Unternehmerparadies. Für so was steht schon dafür, einen kleinen jehrkrischen Verrat an Sittlichkeit und am Anschluß zu begeben. Wenn's also da nicht der Wirtschaft gut geht, wo denn? Also befehen wir uns einmal den Zustand der kapitalistischen Unternehmungen Italiens etwas genauer.

Seit Jahren folgt in Italien ein Bankrott dem anderen, und zwar in steigender Zahl — seit dem faschistischen Regime sind es schon über 50.000. Die größten Firmen stellen ihre Zahlungen ein und gehen in den Ausgleich. Man wird einwenden, daß das einfach ein Ausdruck der allgemeinen Krise sei, die ganz Europa gegenwärtig in Mitleidenhaft zieht. Darauf antwortet der Monarchismus des Völkerbundes über die Fallissements des letzten September 1929. Danach gab es in Deutschland 657 Zu-



Samenbrüche, in Frankreich 420, in England 272, in Italien 1023 Samenbrüche.

Die Folge dieser Massenbankrotte — 13.000 im Jahr — ist ein enormes Defizit der Staatsbahnen. Von 1922 bis 1928 macht dieses das nette Stämmchen von 3855 Millionen Lire aus.

Nach der italienischen Jahresstatistik für 1928 haben seit 1921 folgende Lohnkürzungen stattgefunden: In der Textilindustrie 31 Prozent, in der Bauindustrie 32, Zementindustrie 50, Eisenbahnmateriale 30, Metallindustrie 20, Automobile 19, Schiffsbau 35 Prozent.

Gemeindefinanzen so, daß zum Beispiel in Bologna und Carrara die ohnehin kargliche Arbeitslosenunterstützung wegen Mangels an Geld wochenlang nicht ausbezahlt wird.

Die Hahnenschwanzführer und Führerlein erzählen ihren Schäfflein, wie herrlich es in Italien zu leben sei. Und die Jünglinge, die meist nicht viel weiter gekommen sind als für fünf Schilling an einem Sonntag zu einer Heimwehrauferei.

Austria-Hotelbuch 1930.

Der fünfte Jahrgang dieses offiziellen Führers durch die österreichischen Hotels, Gasthöfe, Pensionen, Kuranstalten und

Sanatorien ist erschienen und durch das Oesterreichische Verkehrs-Bureau, Wien, I., Friedrichstraße 7 sowie durch jede Buchhandlung zum Preise von 3 Schilling (Porto 45 Groschen) zu beziehen.

Was die Zahlen sagen:

1.000.000 STÜCK ELIDA Favorit Seife



IM LETZTEN JAHR VERKAUFT DER BEWEIS IHRER GÜTE

reichs im Bilde auf. Der in Leinen gebundene Führer mit den zwei Orientierungskarten soll in jedem Betriebe mit Publikumsverkehr zur allgemeinen Benützung ausliegen, ist aber auch für jeden einzelnen ein wertvoller Orientierungshelfer.

Aus der Kreisstadt des Viertels ober dem Wienerwalde

Aus dem Gemeinderate der Stadt St. Pölten.

Am 5. d. hielt der Gemeinderat eine Sitzung ab, in der es am Schlusse bei einem Antrage auf Regulierung des Gaspreises zu einer Auseinandersetzung mit der bürgerlichen Minderheit kam.

Zu Beginn der Sitzung wurden zwei Ausschussergänzungen vorgenommen: In den Personalausschuss wurde Gemeinderat Loeser, in den technischen Ausschuss Stadtrat Smolar entsendet.

Stadtrat Dr. Fischer berichtet über die Verteilung der

Feuerwehrausgabe.

Es erhält die Stadtfeuerwehr 13.200 Schilling, die Arbeiterfeuerwehr 3.200 Schilling, Feuerwehr Wagram 2.500 Schilling, Feuerwehr Spratzern 1.500 Schilling, Feuerwehr Viehofen 1.500 Schilling.

Erziehung von 215 Paar Kinderhähnen

für das städtische Fürsorgeamt an die Schuhmachereister Michael Pfafsch, Franz Schiemer, Karl Rahengruber, Franz Heindrichsberger und Franz Rechl (Kosten 3.813 Schilling) Stadtrat Sedlaczek berichtet über mehrere Anträge des technischen Ausschusses: Die Brennmateriallieferung wird an die Firmen J. Horner (Wien), W. Müller und Anton Fahrassner vergeben.

Arbeitsvergebungen.

Die Kanalarbeseitigung in der Birken- und Stogasse wird an die Firma Prokop, Luz und Wallner, in der Angengruberstraße

an Rudolf Tintner vergeben. (Gesamtkosten 8.737 Schilling). Für den gleichen Ausschuss referiert Stadtrat Stöckeler: Die Unternehmungen der Stadtgemeinde haben die Licht-, Kraft- und Gasinstallation für den Neubau der Gewerbeschule durchzuführen (Kosten 24.100 Schilling).

Eine Gasdebatte.

Für den Unternehmungsausschuss berichtet Stadtrat Sedlaczek über die Anschaffung von 250 Stück Gasmessern im Gesamtbetrage von 28.000 Schilling, ferner über die Einführung eines neuen Gasstarifes, der eine sehr bescheidene Erhöhung des Preises vorsieht.

Stadtrat König spricht gegen diesen Antrag.

Stadtrat Smolar verweist nun darauf, daß bei Beurteilung aller Umstände es nicht richtig ist, daß die Kohlenfeuerung billiger käme, als die Gasheizung. Selbstverständlich muß (das haben auch die Erfahrungen im Altersheim, wo namhafte Ersparnisse durch die Umstellung auf die Gasheizung erzielt werden, bewiesen), die Apparatur rationell bedient werden.

Unser Gas ist weit besser als das in anderen Städten.

Japletal verweist darauf, daß die Gesehungskosten die Preisregulierung notwendig machen und daß man nur die Wahl hätte, das Gas zu verschlechtern, was aber die Konsumenten erst recht treffen würde.

Nach einer Erwiderung Königs bemerkt der Bürgermeister, daß

rationelle Gasheizung zwar billiger kommt als die Kohlenfeuerung,

daß aber auch die Vorträge besucht werden sollen, in welchen Apparate vorgeführt und über die richtige Ausnützung alle Aufklärungen gegeben werden.

Merkwürdig bleibt aber doch das eine: Es ist in St. Pölten wirklich schwer arbeiten! Wenn man etwas machen will, sofort stößt man auf Schwierigkeiten.

weit höhere Zuschläge verlangte, als wir sie haben,

obwohl nachweisbar, dort keine Notwendigkeit zu diesen hohen Zuschlägen bestünde (Müllner: Dort sind die Zuschläge natürlich notwendig, bei uns ist eben nichts notwendig! — Zustimmung bei der Mehrheit). Ich wäre doch neugierig, was man sagen würde, wenn wir jetzt auch mit Steuererhöhungen uns einstellen würden.

heute noch mit dem Strompreis weit billiger als andere Städte,

und wenn wir nun eine ganz kleine Erhöhung des Gaspreises verlangen, dann ist die Minderheit sofort dagegen. Wir sollten doch über solche rein wirtschaftliche Fragen eine gemeinsame Meinung haben und

man sollte doch nicht aus Oppositionslust gegen alles stimmen!

(Zustimmung bei der Mehrheit.)

Stadtrat Sedlaczek führt in seinem Schlussworte eine ganze Reihe von bürgerlich verwalteten Gemeinden an, die schlechteres Gas von alten längst amortisierten Gaswerken bedeutend höher verkaufen, als St. Pölten. Man muß doch auch berücksichtigen, daß der Kohlenpreis, der Lohn auf das 24 bis 30.000fache gestiegen ist, während der Gaspreis gegenüber dem Friedenspreise nur um das 16.000fache sich erhöht hat.

Aus den Vereinen.

Ein ernstes Wort der Arbeiterfänger zu ihrem Gaukonzert.

In Nr. 23 dieses Blattes vom 5. Juni wurde berichtet, daß die Leistungen des Gau-Konzertes einen muster-gültigen Aufstieg genommen haben. Wir fühlen uns angenehm verpflichtet, allen jenen herzlich zu danken, die an unserem Konzerte uns mit ihrem wertvollen Besuche ehrten.

Ist dies hierfür der Lohn an die Arbeitergefängereine für ihre vielseitige Snauspruchnahme bei den verschiedensten proletarischen Feiern und Veranstaltungen?

Wo bleiben besonders jene Kreise, welche durch unsere freiwillig übernommenen Mitwirkungen stets gefördert werden?

Wo bleiben jene Festveranstalter, die die Sängerschaft ehren und preisen, wenn sie die Sänger und Sängerinnen nur brauchen zur Verschönerung oder Ausfüllung ihrer Vereinsveranstaltung?

Sie kommen nicht zu uns. Sie sehen uns nur gerne, wenn wir bei ihren Veranstaltungen singen, unbekümmert dessen, welche Jahres- und Tageszeit und ob Schön- oder Regemwetter müssen die Sänger zur Verfügung stehen, um ihre Veranstaltung verschönern zu helfen oder derselben ein feierliches Gepräge zu geben.

Da wäre aber die Gelegenheit, uns unsere, bei so vielen Anlässen getätigten freien Mitwirkungen durch regeren Besuch unserer wenigen eigenen Konzerte-Veranstaltungen zu vergelten, nicht, daß man sich zurückziehen läßt infolge der schon vorgezeichneten schönen Jahreszeit; wie oft und oft mußten die Mitglieder der Arbeitergefängereine und deren Familienangehörige auf so manches verzichten infolge übernommener gefänglicher Verpflichtungen bei Partei-, Gewerkschafts- und Vereinsveranstaltungen. Wir verstehen auch die vielen anderen Veranstaltungen, die ihnen geboten werden, aber es bedarf auch einer eingehenden Untersuchung und Beurteilung, wie die Gegenleistung der einzelnen Vereine, der gesamten Oeffentlichkeit gestellt sei, gegenüber den Arbeitergefängereinen. Oder haben





**Die SINGER**  
MARKE  
verbürgt Qualität

Weitziehende  
Zählungsleistungen  
Mäßige Monatsraten

SINGER-NAHMASCHINEN  
Aktiengesellschaft  
ST. PÖLTEN, Krennergasse 41

vielleicht die Arbeitergesangsvereine nur jenes Benefiz, bei den verschiedensten Veranstaltungen durch ihre gefällige Mitwirkung ihre Tätigkeit zu zeigen und ihre Daseinsberechtigung damit zu behaupten?

Mit schweren Entschlüssen lassen wir diese Sätze verlauten, sie sollen ein Mahnwort an unsere vielen Hörer und Kenner dieser Stadt sein. Wir geben uns der Zuversicht hin, daß unsere bitteren Worte nicht unverschört bleiben und daß sie nicht gegen uns sondern mit uns kämpfen.

Österreichischer Arbeiterjugendbund,  
Gau St. Pölten.

7. Preisverteilung der Ortsgruppe Sankt Pölten des Verbandes der Arbeiter-Stenographen. Samstag, den 31. Mai 1930, fand im Andreas Hofsaal der Stadtsäle die 20jährige Bestandesfeier und die 7. Preisverteilung statt. Obmann, Kunstgen. Alois Smolar konnte für den Vorstand die Gen. Groß, Kirchner und Mayrhofer, 14 Delegierte der Wiener Ortsgruppen, eine Delegation der Ortsgruppe Pöding, die Gen. Pfeifer und Radlbeck als Vertreter der sozialdemokratischen Bezirksorganisation und die Gen. Speiser und Zapletal für die sozialdemokratische Gemeindefraktion begrüßen. In seiner Festrede gedachte er der Pioniere der Stenographiebewegung in St. Pölten, der Genossen Hüterer und Eder (welcher letzterer der Feiler bewohnte) und überreichte dem Gen. Lannersdorfer, der seit 13 Jahren Kassier der Ortsgruppe ist, ein Geschenk. Der Obmann Genosse Groß sprach über die Bedeutung der Einheitskurzschrift und appellierte an die Preisträger, sich auch weiterhin der Ausbildung in der Stenographie zu widmen. Die Preisverteilung nahmen die Genossen Mayrhofer und Smolar vor. Das Preisgericht, dem nur Wiener Genossen angehörten, konnte von den 23 Teilnehmern an dem Preisreiben 20 Teilnehmer mit einem Preis bedenken. Es erhielten:

Für eine Geschwindigkeit von 200 Silben in der Minute: Josefa Sagbauer den 1. Preis; bei 140 Silben: Beria Schumacher den 2. Preis; bei 120 Silben: Hedwig Hieberger den 1. Preis; bei 80 Silben: Franz Komoth, Wilhelm Slansky und Johann Schindl den 1. Preis, Hilba Vesak, Josef Böbel, Karl Reintaler den 2. Preis und Anton Ködl den 3. Preis; bei 60 Silben: Josef Annerl, Marie Bez, Josef Vertan, Erna Kölbl, Marie Staudl und Wigi Toisl den 1. Preis, Hermine Schirgenhofer, Hedy Schwarz den 2. Preis, Anna Radinger und Josef Gerhartl den 3. Preis.

Die Gen. Charvat (Wien), Lannersdorfer (St. Pölten) sorgten in dem nachfolgenden gemütlichen Teil — neben der Salonkapelle Schülke — für Unterhaltung der Gäste.

Am Sonntag, den 1. Juni 1930, veranstaltete der Verein einen Ausflug nach Wasserburg, an dem mehr als hundert Genossen und Genossinnen teilnahmen. Selbst der Gewitterregen konnte der ausgezeichneten Stimmung keinen Abbruch tun.

Die Ortsgruppe hält über die Sommermonate an jedem Donnerstag von 7 bis 9 Uhr abends im Lokal des Arbeiter-Radiobundes, St. Pölten, Neugebäudeplatz Nr. 3a einen **Uebungsabend** für Anfänger und Fortgeschrittene ab. Die Abende leiten abwechselnd die vier Kursleiter des Vereines.

„Debus“. Am Samstag, den 14. Juni 1930 spricht der Bezirksgruppenleiter der „Debus“ Dösterl, Bau- und Siedlungsgemeinschaft Graz, Herr Leopold Mayer

aus St. Georgen am Steinfeld um 3 Uhr nachmittags im Gasthaus Kühtreiber über zinsenloses Baugeld.

Ueber zinsenloses Baugeld spricht Herr Leopold Mayer aus St. Georgen am Steinfeld, Bezirksgruppenleiter der „Debus“ Dösterl, Bau- und Siedlungsgemeinschaft Graz, am Montag den 16. Juni 1930 um 5 Uhr nachmittags im Gasthaus Zwehbacher.

An unsere Arbeiterkinder! An alle Eltern unserer turnenden Kinder sind Merkblätter und Anmeldeformulare wegen des dritten Kreisfünftreffens in Krems am Sonntag, den 13. Juni hinausgegangen. Wir ersuchen die Genossinnen und Genossen dafür zu sorgen, daß die Anmeldungen wirklich bis längstens 15. Juni durch die Kinder bei den Pfahleitern — auch im Sekretariat werden Anmeldungen entgegengenommen — erfolgen. Laßt den Kindern die Freude, die heute schon mit begeisterten Herzen von dem großen Kinderfest in Krems sprechen.

Ein Hahnenschwänzer. Im Jahre 1920 hatte sich Jakob Kandler im Dienste der Bundesbahn-Werkstätte etwas zu schulden kommen lassen, was seine Entlassung zur Folge hatte und er daher samt seiner Familie brotlos wurde. Seine eigenen Genossen der Deutschen Verkehrs-Gewerkschaft, ließen ihn in seiner traurigen Lage glatt im Stiche, er war daher gezwungen, sich an die Freie Gewerkschaft zu wenden, daß sie ihm aus seiner Not helfe.

Die Vertrauensmänner haben sich seiner angenommen und ein Gesuch um Wiedereinstellung im Eisenbahndienst durch das Eisenbahnministerium mit Erfolg erledigt. Bis zur Zeit der Wiedereinstellung hatte Jakob Kandler im Eisenbahnkonsumverein als Rutscher eine Beschäftigung erhalten und er erklärte, er werde sich dankbar zeigen, denn nur die Vertrauensmänner der Freien Gewerkschaft hätten ihm sein Leben gerettet.

Die Dankbarkeit hatte er am 4. Mai dadurch erwiesen, daß er seinen Schrittes mit dem Hahnenschwanz auf dem Hute mitmarschierte.

### Was die St. Pöltner Polizei berichtet.

Tierquälerei. In letzter Zeit wird wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß Fuhrwerke, die Langhölzer oder Bauholz zu einzelnen Baustellen bringen, derart überladen sind, daß die Pferde nur mit äußerster Mühe die Last erziehen können und hierbei oft roh mißhandelt werden. Bei der heißen Jahreszeit bildet diese rücksichtslose Ueberanstrengung der Pferde eine offenkundige Tierquälerei und es wird das Publikum ersucht, derartige Wahrnehmungen dem nächsten Wacheorgan oder auf den einzelnen Wachsauen bekanntzugeben. Hierbei ist notwendig, daß eine möglichst genaue Beschreibung des Fuhrwerkes und des Rutschers sowie der Pferde gegeben wird, damit die Strafamtshandlung gegen derartige Tierquälerei unverzüglich eingeleitet werden kann.

**Ghicht's Badeanzüge**  
sind gut und preiswert  
St. Pölten,  
Krennergasse 10

Lebensmüde. Am 9. Juni nachmittags wurde der aus der Heil- und Pflanzanstalt entlassene Bundesbahnangestellte Franz P. auf dem Dachboden seiner Wohnung in der Führerstraße Nr. 1182 erhängt aufgefunden. P. dürfte in Sinnesverwirrung gehandelt haben.

Raddieb verhaftet. Am 4. Juni, morgens, wurde auf dem Bahnhofplatz in St. Pölten der arbeitslose Hilfsarbeiter Franz Böck von dem Wachebeamten Czerny angehalten und verhaftet, weil er in der Gegend von Rabenstein ein Fahrrad gestohlen und es um den Betrag von 30 Schilling veräußert hat.

Fahrraddiebstähle. In der Zeit vom 30. Mai bis 3. Juni wurden im Stadtgebiete nachstehende Fahrräder gestohlen: Dem Dachdecker Anton Seeböck im Stadtbezirke Viehofen, Angergasse 172 wohnhaft, wurde in der Regelbahn des Gasthauses Menebeter sein gutes Fahrrad gegen ein minderwertiges, dort zurückgelassenes, vertauscht.

Dem Alois Brandiner wurde aus dem versperrten Schuppen in der Baracke B in der Herzogenburgerstraße ein Fahrrad im Werte von 200 Schilling gestohlen.

Gärten- und Friedhofdiebstähle. In der Nacht zum 7. Juni wurde dem in der Hammerparkfriedlung wohnhaften Fabrikbeamten Bruno G. die unversperrt gebliebene Gartentür ausgehoben und gestohlen. In der gleichen Nacht wurden dem pensionierten Bahnamtsvorstand Josef K. in Sprahen Rosen aus seinem Garten entwendet und die Stöcke stark beschädigt.

Am 5. Juni erlappte der Friedhofgärtner Hf. zwei Schäfnaben, und zwar den 9jährigen Anton Sch. und den 10jährigen A. K. beim Diebstahl einer Silbertaube, die sie von der Grabstätte des Kaufmannes St. ausgraben und angeblich auf ein anderes Grab einsetzen wollten.

In der Zeit vom 25. Mai bis 9. Juni wurde vom Grabe der Familie B. Pelargonienstöcke von unbekanntem Täter ausgegraben und gestohlen.

### la Koffer besonders preiswert bei: KREIDL, Rathausgasse 8

Messerschere. Am 6. Juni kam es zwischen dem arbeitslosen Hilfsarbeiter Ferdinand K. und dem arbeitslosen Fleischerbauer K. in der Rüttelstraße vor der Bahnhofrestauration zu einem Kaufhandel, in dessen Verlauf K. drei Messerstücke erhielt und ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte. F. K. wurde in das Kreisgericht eingeliefert.

Am gleichen Tage gerieten in der Nähe der Traisenbrücke die Siebmacherfamilien Heras, Laborski und Freistädter in Streit, wobei der Schleifer Josef Heras von dem Siebmacher Freistädter in Hals und Bauch gestochen und im schwer verletzten Zustande in das Krankenhaus gebracht wurde.

Funde wurden in der Zeit vom 2. bis 9. Juni im städt. Fundamt (Karneliterhof, 1. Stock, Tür 9) deponiert: 1 Herrenuhr mit Spornkette (Herzogenburgerstraße gefunden), 1 brauner Damenjedenstirn, 1 Hundepfeife, 1 Geldbörse, 1 Paket mit einer Damenhose und ein Paar Strümpfe, 1 Kinderwadehose, 1 Kinderleibchen, 1 Damenmantel, 1 Photostativ, 1 Fahrradpumpe, 1 Geldnote, 1 schwarze Damenhandtasche, 1 Brieftasche mit Geldbetrag (in Dürrstein gefunden), 1 Damenuhr, schwarz, ohne Glas, 2 Paar Augengläser, 1 Kinderwagendeckel.

Gefahren der Straße. Am 7. Juni wurde der im Altersheime befindliche 70jährige Pflanzling Johann K. in der Unter-Wagramerstraße, gegenüber dem Hause Nr. 43, von dem Kraftfahrer Franz S. überfahren und im schwer verletzten Zustande in das Krankenhaus gebracht. Die polizeilichen Erhebungen sind im Zuge.

### Eingefundene.

Der billige Seidenrummel bei Krommer wird bis auf weiteres fortgesetzt und machen wir die geschätzten Damen auf die große Auswahl und die billigen Preise aufmerksam. (Entgeltlich.)

Wie erleichtere ich mir das Abwaschen des Küchengefährs. Es geht schirre und Bestecke zu reinigen, eine tägliche Arbeit der im Haushalt beschäftigten Frau, ist durchaus keine angenehme Sache. Ein ungenügendes Spülen, vielfach aus Furcht vor dem heißen Wasser, hinterläßt aber Fettansätze und Schmutz. Das Gefähr wird dadurch nicht allein unansehnlich, es ist auch in gesundheitlicher Hinsicht zu beunruhigen. Appetitliches Gefähr aber ist die erste Bedingung der Küche. Durch einen Zufall lernte ich nun ein neues, eigens für das Abwaschen des Gefährs hergestelltes Mittel kennen, das unter dem Namen im überall erhältlich ist. Ich nehme einen Eßlöffel davon auf 10 Liter Wasser und habe ohne besondere Arbeit ein absolut reines Gefähr ohne Fett- und Schmutzrückstände. Das Gefähr ist nach Gebrauch gänzlich geruchlos und zeigt einen wunderschönen Glanz. Der überaus sparame Gebrauch empfiehlt das neue Mittel noch ganz besonders.  
Frau H. M. (E)

### Trinkel Molkeremilch

# Hofmann

## Klaviere

Gröste und leistungsfähigste  
Fabrik Österreichs

Vertretung: Friedrich Dehmal,  
Klaviermacher St. Pölten, Domp. 8

Damen, welche das Biraven-Shampoo benützt haben, rühmen als besonderen Vorzug dieses Mittels, daß sich das Haar nach dem Waschen so gut legen läßt und die gelegte Form behält. (E)

### Sport und Spiel.

Arbeiter-Turn- und Sportverein Sankt Pölten. (Mitgliederversammlung.) Samstag den 14. d. M. um 8 Uhr abends findet im Gasthause Seifert (vormals Fürsaj), Wienerstraße die diesmonatliche Mitgliederversammlung statt. Bei der Gelegenheit werden unsere Antwerpener Wettkämpfer über ihre Ergebnisse und Erfolge berichten. Ebenso wird über den Bundestag in Pöln und über die Pfingstfahrt nach Bruck und Graz berichtet. Die Berichte werden mittels Lichtbildstreifen veranschauligt. Turngenossinnen und Turngenossen, kommt alle zu der Versammlung.

Das leichtathletische Vereinsmeeting verschoben. Die leichtathletischen Vereinsmeisterkämpfe werden nicht schon kommenden Samstag, sondern am Samstag, den 21. und Sonntag, den 22. Juni ausgetragen. Meldefrist 18. Juni. Im Rahmen dieser Wettkämpfe werden voraussichtlich Raftballspiele mit auswärtigen Gegnern stattfinden. Alle Sportler und Sportlerinnen, die über ein bestimmtes Maß an Leistung verfügen, beteiligen sich reißlos an dieser Veranstaltung. Die Vereinsleitung rechnet diesmal auf eine große Teilnehmerzahl.

Arbeiter-Sportvereingung „Sturm 19“. (Vorankündigung.) Am Sonntag, den 15. Juni, findet auf dem Plage des A. S. V. „Sturm 19“ das Herausforderungsspiel „Sturm 19“ — Brunner Amateure statt. Die Gäste, die bei der letzten Begegnung mit 4:2 die Oberhand behielten, verfügen über eine äußerst spielstarke Mannschaft und es ist daher auf einen spannenden Kampf zu rechnen, umso mehr, als „Sturm 19“ alles daransetzen wird, die letzte Schlappe weitzumachen. Vormittags Konzert der Vereinsmusik (40 Mann) der Gäste in Kiesters Gasthaus, Mühlweg 64. Beginn der Spiele am Nachmittag: halb 2, halb 4 und halb 6 Uhr. Während der Pausen Konzert am Sportplatz.

Fußball. Am 5. bis 6. Juli gegen den 8. Kreis, Württemberg (Deutschland). Niederöst erreich. Folgende Spieler werden die Farben Niederösterreichs vertreten: Jockl, Krems; Kainig, Wr.-Neustadt; Müller St. Pölten; Brestschowsky, Erlaa; Künninger, Aggersdorf; Kohn, Herzogenburg; Jospf, Erlaa; Hochreiter, Wilhelmsburg; Weber, Wr.-Neustadt; Eder, St. Pölten; Häusler, St. Pölten.

### An alle Arbeiter-Fußballvereine der Gruppe West.

Sonntag, den 15. Juni im C. Haus Seifert, St. Pölten, Wienerstraße, sehr wichtige Gruppenitzung. (Meisterchaftsauslosung.) Beginn punkt halb 9 Uhr vormittag. Um 9 Uhr findet eine gemeinsame Aussprache, ebenfalls bei Fürsaj mit den Schiedsrichtern statt. Alle Vereine sind verpflichtet, bestimmt und pünktlich zu kommen. Sonntag, den 6. Juli findet am „Sturm 19“-Platz ein Auswahlspiel der Gruppe gegen „Nord“ statt. Alle Vereine werden ersucht, schon jetzt für die Veranstaltung rege Propagandaarbeiten zu machen.  
Die Gruppenleitung.

### Arbeiter-Sportklub Stattersdorf.

Freitag um halb 8 Uhr abends bei Swoboda, Spieler- und Mitgliederversammlung. Sonntag, den 15. Juni auf unserem Sportplatz in Stattersdorf, Wettkämpfe mit 3 Mannschaften gegen A. S. V. Traisen. Spielbeginn: halb 3 Uhr, 4 Uhr und halb 6 Uhr. Alle Spiele versprochen sehr interessant zu werden. Die Vereinsleitung.



# Aus den Bezirken

## Die Steuerwünsche der Reichen

Die Steuern der Reichen sollen ermäßigt werden. — Die Ärmsten sollen zahlen!

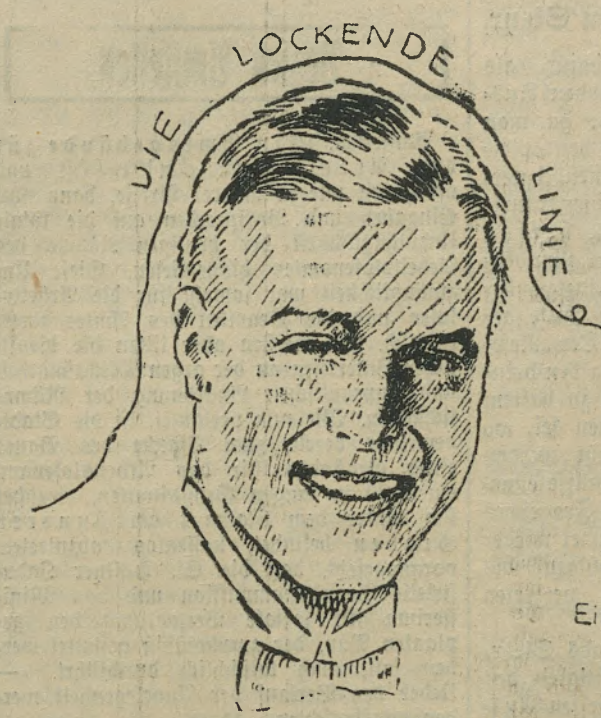
Die Reichen wollen bekanntlich am wenigsten vom Steuerzahlen wissen. Der Arbeiter und Angestellte wird die Steuer vom Lohn und Gehalt abgezogen, auch Kleinbauern und Kleingewerbetreibende schmachten unter dem Steuerdruck, aber gerade die Reichen, die Großgrundbesitzer und die Großkapitalisten, leisten verhältnismäßig am wenigsten Steuern, und gerade sie schreien am lautesten nach Steuerermäßigungen. Kürzlich war in einer christlich-sozialen Provinzzeitung, in der Kremsier Zeitung, zu lesen: „Seit Jahren verlangt bereits die Wirtschaft eine Herabsetzung der Steuerlast und eine gründliche Steuerreform“. Und dann wurden die verschiedenen Steuerwünsche des Bürgertums aufgezählt. In dieser Art wird seit Wochen für Steuerermäßigungen Stimmung gemacht.

Die Herrschaften meinen natürlich, daß nur die direkten Steuern ermäßigt werden sollen, daß

vor allem die Steuern herabgesetzt werden sollen, die gerade die Reichen treffen.

Das ist ja schon bisher beim Bund so gemacht worden. Vor allem sind die Bestimmungen über die Besteuerung der Luxusgegenstände immer wieder abgeändert worden, solange, bis die Besteuerung der Luxusgegenstände beinahe beseitigt ist, weil die Preisgrenzen, die jetzt festgesetzt sind, selten erreicht werden. Beispielsweise waren Frauenkleider aus Seide früher auf jeden Fall luxussteuerpflichtig, jetzt nur mehr bei einem Preis von mehr als 500 Schilling. Taschenuhren waren einmal luxussteuerpflichtig, wenn sie mehr als vierzig Schilling kosteten, jetzt sind sie nur bei einem Preis von mehr als dreihundert Schilling der Luxussteuer unterworfen. Lackschuhe sind der Luxussteuer jetzt nur unterworfen, wenn sie mehr als hundert Schilling kosten. Man sieht, wie wenig die Leute, die sich Luxusgegenstände kaufen können, geschont werden. Und so ist die ganze Steuerpolitik der verschiedenen Bürgerblockregierungen immer darauf gerichtet gewesen, die Reichen zu schonen, die Steuern der Reichen, wie etwa die Börsenbesuchsabgabe, immer mehr herabzusetzen, bis ihr Ertrag ein lächerlich geringer geworden ist.

Im Gegensatz zu dieser freundlichen Schonung der Kapitalisten hat der Bürgerblock die Steuern, die die breiten Massen zu tragen haben, wie die Zuckersteuer, erhöht. Wenn ein Kind vergeblich die Mutter bittet, doch noch ein Stückchen Zucker in den bitteren Kaffee zu geben, so ist die Steuerpolitik des Bürgerblocks daran Schuld, der den Zucker der Ärmsten maßlos verteuert hat. Jeder Kleinrentner, jeder Invalide, jeder Arbeitslose muß Warenumsatzsteuer zahlen. Das Erste, was der Mensch macht, wenn er zur Welt kommt, ist, daß er Warenumsatzsteuer zahlt: für die Leistung der Hebamme. Und die letzte Leistung eines Menschen ist wieder die Bezahlung der Warenumsatzsteuer: mit der Rechnung des Arztes, des Sargtischlers. Und keiner ist von dieser Leistung befreit. Sie trifft aber am härtesten naturgemäß die Ärmsten, denen sie die wichtigsten Lebensmittel verteuert. Ein Arbeiter muß bekanntlich zwei bis drei Wochen im Jahre arbeiten, um die Zölle für seine Lebensmittel und Bedarfsartikel zu zahlen, und er muß weitere zwei bis drei Wochen arbeiten, damit er die Warenumsatzsteuer, die bei einem Jahreserwerb von dreitausend Schilling ungefähr 150 Schilling ausmacht, bezahlen zu können.



Das schöne Pixavon-Haar

Jetzt auch durch

## Pixavon-Shampoo

— vollkommen sodafrei —

Ein Packchen reicht für 2 Waschungen und kostet nur

50 Groschen.

Erfolgreich in allen einschlägigen Geschäften...

Unter der Last dieser Massensteuern leidet natürlich die ganze Wirtschaft. Aber diese Steuern sollen nicht beseitigt, auch nicht herabgesetzt werden.

Ueber die Breimnersteuern wird sogar auf dem Lande geschimpft. Und es kommt sogar vor, daß den Bauern erzählt wird, daß auch sie Breimnersteuern zahlen müssen. In Wahrheit sind natürlich

die Steuern, die die Bauern bedrücken — und diese Steuern sind wirklich sehr beträchtlich — solche, die die Christlichsozialen, deren Hauptanhang die Bauern bilden, gemacht haben.

Die Heimwehlinge versuchen mitunter den Bauern einzureden, daß die Steuerlast geringer würde, wenn die Heimwehr fliegte. Aber diesen unübertrefflichen Blödsinn glaubt kein Bauer mehr, weil natürlich jeder einsieht, daß eine faschistische Diktatur, auf Bajonetten aufgebaut, ungeheuer viel Geld kosten würde, das der Bauer reichlich mitzahlen müßte. Auch die Warenumsatzsteuer belastet die Bauern schwer. Vergebens haben bisher die Sozialdemokraten verlangt, daß die Warenumsatzsteuer auf lebenswichtige Artikel aufgehoben werde.

Es ist schon notwendig, daß wir auch auf dem Lande bei jeder Gelegenheit sagen, was die Breimnersteuern sind: Steuern, die die Reichen und vor allem die Reichen zahlen müssen und die Armen und Mitleidigen zugute kommen. Es gibt keinen arbeitenden Menschen in Stadt und Dorf, der es nicht als eine sehr gerechte Sache empfinden würde, daß der Rothschädel, der sich von achthunddreißig Hausgehilfen und Hausgehilfinnen „hinien und vorn bedienen läßt“, eine recht beträchtliche Hausgehilfenabgabe, nämlich 316.555 Schilling jährlich, zahlen muß. Wenn man in Versammlungen den Bauern das Wesen der Breimnersteuern erklärt, sind sie davon hochbefriedigt. Das ist eine Erfahrung, die jeder Redner machen kann. Und die Zeitungen, in denen wir das volksfeindliche Steuerjystem des Bürgerblocks und das soziale Steuerjystem der Sozialdemokraten besprechen, müssen eben unsere Parteigenossen fleißig und mit Hinweis auf diese Artikel an ihre Freunde und Bekannten im Dorfe weiter geben. Das wird sehr dazu beitragen, das dicke Lügennetz, das die Gegner über das Dorf ausgebreitet haben, zu zerreißten.

Drei Viertel bis vier Fünftel der Abgaben aller Art werden von den breiten Massen gezahlt und nur ein geringer Teil von den wirklich besitzenden Klassen. Nun scheint der Bürgerblock dieses Verhältnis noch mehr zu Ungunsten der arbeitenden Menschen verschlechtern zu wollen.

Die geplanten Steuerermäßigungen sollen durchgeführt werden, wenn die Anleihe „unter Dach und Fach“ ist. Sehr förderlich ist es ja dem Zustandekommen der Anleihe gerade nicht, wenn jeden Sonntag kriegerische Aufmärsche stattfinden und die Gefahr blutiger Zusammenstöße besteht. Aber wenn die Anleihe zustande gekommen ist, dann auch die Arbeiter eine gewichtige Forderung, die, daß endlich die Alters- und Invalidenversicherung Wirklichkeit werde!

Der Bürgerblock und seine Soldschreiber reden sehr viel von der Befastigung der Wirtschaft durch die Sozialversicherung, sie erklären, daß die Wirtschaft die Altersversicherung nicht ertragen könnte. Von der Befastigung der Wirtschaft durch die Massensteuern, von den ungeheuren, nicht zu ermessenden Schäden, die die Wirtschaft durch die Heimwehrtreibereien erlitten hat und noch erleidet, reden sie nicht. Um so notwendiger ist es, daß wir davon deutlich und immer wieder reden!

Wichtig ist auch, daß wir den arbeitenden Menschen in Stadt und Dorf erzählen, was das sozialdemokratische Parteiprogramm fordert: „Die Demokratisierung des Steuerwesens: Abbau der Verbrauchssteuern auf notwendigen Massenverbrauch. Ausbau progressiver Einkommen-, Vermögens-, Erbschafts- und Luxussteuern. Höhere Besteuerung des Einkommens aus eigener Arbeit. Erhöhung des steuerfreien Minimums der Einkommensteuer, Schaffung eines steuerfreien Minimums für die Erwerb- und die Grundsteuer“.

Und wie ist dieses Programm zu verwirklichen? Bald werden Wahlen kommen. Dann haben die arbeitenden Menschen in Stadt und Dorf Gelegenheit, mit dem Stimmzettel ein gerechtes Steuerjystem zu erkämpfen.

Die neueste Nummer der „Radiowelt“ enthält zahlreiche hochinteressante Beiträge und Nachrichten u. a. „Der Tonfilmmaeur“, „Das 4. Hunderttausend erreicht!“, „Das Parlament 90 Millionen Rundfunkhörer“, „Lafamme und Melbourne plaudern miteinander“, „Morgenstunde“, „Wir und der Tonfilm“ (Eine Rundfrage), „In der Operateurkabine“, „Los Schubert“ (Aus einem Gespräch), „Reklame im Radio“ usw. usw. Aus dem reichhaltigen technischen Teil: „Das Prinzip des Stonodo-Radiostat“, „Hauanleitung zu einem Wechselstromnetzanschlußgerät ohne Drossel“, „Siebketten für Rahmenempfänger“, „Der leichteste Weg zur Herstellung von Lautsprecher-trommeln“, „Tonfilm, A, B, C“ usw. Neben vielen ständigen Rubriken wie „Was gibt's Neues im Aether?“, „Oy. S. T.“, Zeitschriftenschau, Laboratorium, Fragekasten u. v. m. enthält dieses schön ausgestattete Heft die ausführlichsten Radioprogramme, Liedertexte, Textführungen, Sprachkurse sowie einen spannenden Radioroman „X-Radio“. — Kostenlose Probennummer über Wunsch durch die Administration „Radiowelt“, Wien, 1., Pestalozziggasse 6. (C)

Wer in der Nacht nicht schlafen kann, Der kauf' ein Bett bei „Sannemann“.

Schönes Haar! Wer kennt nicht die charakteristische braune Flasche mit dem schaukelnden Hals — die Flasche, deren Inhalt den Traum vom schönen lockigen, duftendem Haar mit Glanz und Schimmer zur Wirklichkeit werden läßt?

Der Gebrauch dieses Zaubermittels — Pixavons — ist nicht teuer; um jedoch auch den breiten Schichten den Gebrauch jenes vorzüglichen Mittels zur Pflege der Haare zu ermöglichen, ist es der Odol Compagnie nach langen Versuchen gelungen, ein Pixavon-Shampoo zu erzeugen, das Pixavon enthält und dieselbe Wirkung hat. Auch Pixavon-Shampoo verleiht dem Haar eine lockige, schimmernde Fülle — wer es einmal benützt hat, wird ein treuer Anhänger dieses wunderartigen Haarwasmittels.

# Halte mit ODOL gesund Zähne, Mandeln, Hals und Mund



# Stadt- und Landpost aus der Eilenwurz

## Die Boralpenstraße Umstellen - Steyr - Gmunden

### Eine Versammlung der Handel- und Gewerbetreibenden in Steyr.

Aus Stadt Steyr wird uns geschrieben: Der Bezirksverband der Gewerbevereine, der Handelsverein, der Handelskammern, der Handels- und Gewerbevereine und der Verband der sozialdemokratischen Gewerbetreibenden und Kaufleute Österreichs, Ortsgruppe Steyr, hielten am 2. Juni im Kasinoaal eine öffentliche Versammlung ab, zu der vom Magistratspräsidium die Bürgermeister-Stellvertreter Ruzmann und Dr. Messenböck, mehrere Stadt- und Gemeinderäte, die Vorsteher vom Bezirksverband Kammerat Wagner mit Professor Erb, vom Gewerbeverein Lang, vom Gewerbebund Knabl, vom Handelsverein M. Wolfartsberger und fast alle Genossenschaftsvorsteher erschienen waren.

Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden M. Wagner hielt Bürgermeister-Stellvertreter Ruzmann ein eingehendes Referat über das Projekt der Boralpenstraße. Ausgehend von einem Rückblick auf die Entwicklung und Ausgestaltung der Verkehrswege, den Bedürfnissen der jeweiligen Zeitperioden entsprechend, vom Saumpfad und dem primitivsten natürlichen Wasserweg angefangen, über die Entstehung der Eisenbahnen, von deren Umrangungen bis zu ihrem Höhepunkt, legte der Referent klar, daß heute die Straße sozusagen sich an der Eisenbahn rächt und die immer rascher fortschreitende Ausgestaltung des Automobilsismus der Straße wieder die erste Bedeutung als allgemeinen Verkehrsweg einzuräumen beginnt. Er erläuterte dann das Projekt der Straßenzug Amstetten - Steyr - Gmunden im Detail, berichtete über die umfassende geleistete Vorarbeit und die einmütige Stellungnahme der Nationalräte, Landtagsabgeordneten und Vertreter der Gemeinden des weiten, landschaftlich ungemein herrlichen Gebietes, durch welches die Straße führen soll, für das Projekt. Die ungeahnte Bedeutung dieses Straßenzuges liegt nicht lediglich im Interesse des Fremdenverkehrs, sondern vornehmlich darin, daß durch dessen Verwirklichung ein gewaltiges Stück dauernder Wiederaufbauarbeit der allgemeinen Volkswirtschaft Österreichs geleistet würde und dies mit verhältnismäßig geringen Kosten. In Steyr sei nun der Ruf ergangen, sich mit

vollstem und ganzem Recht dafür als Hauptinteressent einzusetzen und den Ausbau der Straße zu verlangen, da man doch Steyr, das seit Jahrzehnten der Spielball der Konjunktur eines einzelnen Unternehmens ist und sich heute in einer traurigen Lage befindet, zugesagt hat, helfen zu wollen. Steyr müsse nun der Bundes- und Landesregierung den heute einzig möglichen Weg, wie ihm dauernde Hilfe gebracht werden könne, weisen. Der Referent richtete an die Versammlung den dringenden Appell, sich vor Augen zu halten, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo Versäumtes wieder gut gemacht werden kann. Von den Volksvertretern müsse energig verlangt werden, daß die Frage des Projektes der Boralpenstraße immer wieder ausgerollt und mit allem Nachdruck bis zu ihrer endgültigen Lösung vertreten werde.

Der Obmann des Touringklubs Steyr, Schickl, betonte auch die Wichtigkeit des geplanten Straßenzuges, für dessen Ausbau sich auch der österreichische Automobil- und Touringklub zielbewußt einsetzen werde und bat ebenfalls um intensive Unterstützung. Bürgermeister-Stellvertreter Doktor Messenböck erklärte, daß die gegenwärtigen Ausichten zwar nicht günstig zu bezeichnen sind, daß aber das Projekt als stärksten Bundesgenossen die Zeit an seiner Seite habe.

Hierauf gelangte eine Entschließung zur Verlesung und Abstimmung, laut welcher die Versammlung am 2. Juni im Kasino zu Steyr den Bericht des Referenten zur Kenntnis nahm, dem vorbereitenden Ausschuß, an der Spitze Bürgermeister-Stellvertreter Ruzmann, den Dank für die geleistete Vorarbeit ausspricht und zum Ausdruck brachte, daß die Geschäftswelt und die Bevölkerung des großen Gebietes, besonders Steyrs, vom Bund und den betreffenden Ländern und den Regierungen eine einsichtsvolle und rascheste Förderung dieses Straßenzuges erwarte. In der Resolution wird die Bedeutung der Boralpenstraße für Steyr besonders hervorgehoben. Der vorbereitende Ausschuß wird gebeten, in seinen Strebungen nicht zu erlahmen. Die Resolution wurde einstimmig angenommen, worauf der Vorsitzende die Versammlung schloß.

kommen und laden nochmals alle Freunde aus nah und fern brüderlich ein.  
Klang frei!

## Bezirk Amstetten

**Amstetten.** (Ein Amtsgebäude für das Arbeitslosenamt?) Oft und oft haben wir in unserer Presse, dann bei Eingaben und Vorträgen auf die totale Unzulänglichkeit der heutigen Räume des Arbeitslosenamtes hingewiesen. Diese Unzulänglichkeit war sowohl für die Arbeitslosen und die Beamten des Amtes unerträglich. Am meisten aber litten die dienstlichen Interessen an der argen Beschränktheit und unpraktischen Anordnung der Räumlichkeiten. Wie nun verläuft, ist die Stadtgemeinde bereit, zum Zwecke des Baues eines Gebäudes für das Arbeitslosenamt einen 20 m langen Grundstreifen, welcher sich hinter dem Rathaus am Inneren Graben befindet, kostenlos abzutreten, vorausgesetzt, daß die St. Pöltner Industrielle Bezirkskommission und das Ministerium für soziale Verwaltung den geplanten Bau, der zweckmäßig gestaltet werden soll, auch tatsächlich durchführt. — Ueber den Verlauf der Angelegenheit werden wir berichten.

**Amstetten.** (Ein Auto brennt.) Beim Tanken vor dem Gasthof Dingl in der Wienerstraße geriet am 2. Juni das Auto D 151 (Johann Schönberger in Hallein bei Salzburg) in Brand. Herrn Hörmann, der Besitzer des hiesigen Cafes Rathaus, welcher zufällig zugegen war, gelang die Löschung mittels eines Löschapparates. Die Ursache des Brandes dürfte in einer Fehlzündung oder einer Vergaserföhrung zu suchen sein.

**Amstetten.** (Selbstmordversuch.) Vom Gendamerleposten Grein wurde am 4. Juni der Wiener Magistratsbeamte Karl Born, 1885 in Wien geboren und im dortigen 11. Bezirk, Dreherstraße 86 wohnhaft, mit einer schweren Kopfschulwunde eingbracht, die sich Born in selbstmörderischer Absicht in der Nähe von Grein zuzugute. Obwohl die Verletzung eine schwere ist, hoffen die Ärzte den Unglücklichen zu retten.

**Amstetten.** (Tödlicher Unglücksfall.) Am Freitag, den 6. Juni, verunglückte der bekannte Realitätenbesitzer Hans Scherer im Keller seines Wohnhauses, Preinsbacherstraße 86, bei Bergung von Möstfässern berast schwer, daß er innerhalb einiger Minuten verstorben ist. Wie die von der städtischen Polizei gepflogenen Erhebungen ergaben, trägt Scherer an dem Unfälle selbst die Schuld und hat sich derselbe folgendermaßen ereignet: Der Verunglückte hat mit zwei in seinem Hause wohnhaften Bundesbahnbediensteten im Hofe lagernde volle Möstfässer in den Keller befördert. Hierbei benötigten sie eine auf den Türstapel lose aufgelegte Fackelleiter, unter welche sie infolge des starken Gefalles ein Bierkantenholz schoben und ließen darauf, ohne Seil oder sonstigem Behelf, die Fässer in den Keller gleiten. Während die beiden Bundesbahner zu beiden Seiten der Fässer arbeiteten, hat Scherer mit einem auf die Leiter aufgelegten Keil, sogenannter Maus, ein zu rasches Gleiten der Fässer zu verhindern getrachtet. Als sie nun auf diese Weise ein mit 720 Liter gefülltes Faß befördern wollten, kippte das unter die Leiter geschobene Bierkantenholz um, wodurch die Leiter ins Rutschen kam. Trotz übermenschlicher Anstrengung konnten durch den Rück der beiden Helfer das schwere Faß nicht mehr halten und es kollerte in den Keller hinein. Scherer, der sich im Keller befand, verfluchte nun mit Hilfe der Maus das kollierende Faß aufzuhalten, was ihm aber infolge des großen Gewichtes nicht möglich war. Er kam zwischen dem Faß und der Mauer zu Fall und wurde vom Daubenkranz bzw. dem etwas vorkstehenden letzten Eisenreifen des kollierenden Fasses mit solcher Wucht am Kopfe gestreift, daß ihm die Schädeldecke gespalten wurde und das Gehirn austrat. Der sofort zur Unfallstelle herbeigerufene Stadtarzt Dr. Karl Schicklberger konnte nur mehr bei dem Verunglückten den bereits eingetretenen Tod feststellen. Zu bemerken wäre, daß die beiden Bahnbediensteten, welche dem Scherer wiederholt bei Bergung von Möstfässern behilflich waren, vor Arbeitsbeginn den Scherer aufmerksam machten, daß das lose Auflegen der Leiter bzw. ohne Seil die Verletzung der Fässer sehr gefährlich sei. Scherer kümmerte sich aber nicht um diese Warnung, sondern meinte, daß es oh re-

hin trocken sei und daher von einer Gefährlichkeit keine Rede sein kann. Das Leichenbegängnis des Verunglückten fand am Pfingstmontag unter zahlreicher Beteiligung statt.

**Wallsee a. D.** (Die Meinung eines Bauern.) Ein Bauer schreibt mit seinem vollen Namen aus Jaglschwang bei Wallsee: „Noch nie habe ich an eine Zeitung geschrieben, am wenigsten an eine rote. Und wenn ich dies jetzt in kurzen Worten und in einfacher Bauernart tue, so deshalb, weil auch mir die Hezereien der Selbstschützverbände längst zu arg wurden und es schon recht offenkundig ist, was die diversen Herrchen eigentlich für sich mit gutem Bauernblut erreichen wollen. Es tut mir leid, daß eine christlichsoziale Zeitung (gemeint ist die „Jbbsalzeitung“, Anmerkung der Redaktion) Platz für solche Volksbetörung und solchen Volksbetrug bietet, einen Artikel aufnimmt, der sich teig gegen die Demokratie und dreißt für eine Diktatur ähnlich der in Italien, Ungarn, Spanien und Bulgarien einsetzt. Was sich mit Stolz und Zug eindeutscher Bauer nennt, der wird solches Ziel, dem da die Heimwehren im Uebermut und im selbstjüchtigen Ehrgeiz ihrer Führer nachstreben, weit von sich weisen, eher mit den Roten gegen die Heimwehr kämpfen als mit der Heimwehr eine Diktatur in Österreich aufrichten. Denn kommt eine solche Diktatur, dann werden wir Bauern nicht weniger wie die Arbeiter die Prügelknaben einer engen Schicht von vornehmen und auch ungebildeten Nichtswennern und Hautenzern sein, die glauben, so zum Herrschen bestimmt zu sein, wie wir eben bestimmt sind, unter ihrer Peitsche zu arbeiten. Die deutsche Bauerngeschichte ist ausgefüllt mit Leid und Blut und Tränen und wer das Ungemach nur halbwegs einschätzen weiß, das die Bauern unter dem absoluten System, unter der Diktatur der Fürsten und Ubeligen, auszustehen hatten, der stüßt sich wie ich glücklich, daß die Bauernschaft dieses Landes sich mit der Arbeiterschaft eine wirkliche Demokratie erringen konnte und nun das Schicksal des Landes selbst mitbestimmen kann. Wer will zurück in das Joch? Welcher deutsche, welcher österreichischer Bauer wird sein Los, das keinesfalls glänzend ist, vertauschen wollen mit wahrhaft Anstreuen, wie es die Bauern Italiens, Ungarns, Spaniens und Bulgariens sind? Keiner. Und weil keiner solchen Tausch machen würde, deshalb sage ich auch, daß der Artikel, der vergangene Woche in der „Jbbsalzeitung“ zu lesen stand, eine lumpige Falschmeldung ist, daß er gar nicht von einem Bauern geschrieben wurde, weil es gewiß keinen Bauern gibt, der ein solcher Trottel ist. Dieser Artikel ist nur bestimmt, langsam in die Bauernschaft das Gift des Diktaturgedankens einzuführen, ehrlich aber meint er es mit uns Bauern nicht. Deshalb schreibe ich heute zum erstemal an eine Zeitung, und zumal an eine rote, weil ich weiß, daß meine gesunde Warnung an meine Berufskollegen in keinem anderen Blatt Aufnahme finden würde.“

**Hausmening.** (Abgängig.) Walter Griesenberger, 1916 zu Wien geboren und hier zuständig, Schüler der dritten Hauptschulklasse in Amstetten, ist seit 4. Juni von der Schule, wahrscheinlich aus Furcht vor häuslicher Züchtigung, nicht mehr in die erteilte Wohnung zurückgekehrt. Die Bevölkerung wird gebeten, alle Wahrnehmungen, die auf das Verschwinden des kleinen Walter Griesenberger Bezug haben können, unverzüglich der nächsten Sicherheitsstelle anzuzeigen. Walter Griesenberger ist auf sein Alter klein und schwach, hat lebhaftes Benehmen, braune Haare, solche Augen, auf der linken Wange ein längliches Muttermal und war mit einem bräunlichen Anzug, Anleehose, grauem Ruderleibchen, braunen Socken, schwarzen Bergschuhen und grünem Hubertusmantel bekleidet.

**Curatsfeld.** (Ein Rohling zündet ein Bienenhaus an.) Herr Markus Engelbrechtsmüller aus Amstetten besitzt in Curatsfeld eine Bienenhütte mit einer größeren Anzahl von Bienenstöcken. Jedenfalls aus Rache, ist in der Nacht vom 24. auf den 25. Mai in dieses Bienenhaus Feuer gelegt worden, durch welches auch in der Nähe befindliche Anwesen arg gefährdet wurden. Die Hütte wurde vollends ein-

## Der Ständestaat wird vorbereitet!

Die Heimwehrbezirksleitungen können das Zustandekommen des fagenhaften Ständestaates, für dessen Geburt die vernünftigen Leute aller Lager den St. Nimmerleinstag in Aussicht genommen haben, nicht mehr erwarten. Sie treffen schon jetzt mit Volldampf alle kindschen Vorbereitungen zu jenem grandiosen Schwindel und organisieren in den einzelnen Orten sogenannte Ortsständegruppen. Weitläufig wird kundgetan, daß in diesen Ortsständerräten, den Zellen des Heimwehr-Zukunftstaates, aktiv nur solche Heimwehrleute wirken dürfen, die das Kolneburger Geschwür geleistet haben. Das wird also eine Auslese von Uebelteuren, unreflexen Burtschen, Naseweisen und punzierten Trotteln sein.

Der erste Stand in jenen herrlichen Ständestaat wird, wie aus Heimwehrkreisen verlautet, von den am meisten blamierten Heimwehrführern gebildet werden. Eine Heimwehrortsgemeinschaft unseres Bezirkes hat für ihr Territorium den Ständestaat bereits organisiert; dessen Leitung befindet sich auf einem Misthaufen, der kein Stück dem Jaglschwang wahrverwandt ist. In diese Leitung haben sich kraft eigener Machtvollkommenheit folgende belächelte Mitglieder selbst entsandt: Jogerl Anzhammer, Cyprian Wasspennner, Sepp Schlusiferer, Hans Dampfhöller und August Surminger. Das Programm dieses „Directoriums“ ist vorläufig nicht einmal den fünf „Ausgewählten“ bekannt. Werden sie das beim Stammtisch befragt, dann werfen sie sich habnbeschwängelt in die Hühnerbrüst und erwidern geheimnisvoll mit schämem Blinzeln: „Pst, da Steidle wird's aus sich so log'n“....

## Arbeiter-Musikkapellen, Achtung!

Der Arbeiter-Musikverein Amstetten erucht uns um Aufnahme folgender Zeilen:

Die an die Brudervereine ausgesandten Fragebögen für das

### Amstettner Musik- und Waldfest,

welches am 13. Juli 1930, bei schlechter Witterung jedoch am 3. August 1930 stattfand, sind von vielen Vereinen nicht, von manchen aber mangelhaft ausgefüllt worden. Wir ersuchen also, dringend an die Adresse Franz Hintendorfer, Amstetten, Siedlungsstraße Nr. 36, folgende Fragen beantworten zu wollen: 1. Beteiligt sich Ihr Verein in Amstetten? 2. Wenn ja, wann erfolgt die Ankunft? 3. Mit welchem Fahrzeug? 4. Wie stark ist Ihre Kapelle? 5. Wieviel treffen am Vorabend ein (wegen Beistellung kostenloser Quartiere)? 6. Wieviel Ihrer Musiker, die sich beteiligen sind arbeitslos (bezüglich freier Verpflegung)? 7. Wieviel Mittagessen werden bestellt? Alle sich noch meldenden Arbeiter-Musikkapellen werden ferner gebeten, außerdem noch bekanntzugeben, ob sie die beiden Märsche, die in Amstetten von allen Kapellen gemeinsam gespielt werden sollen, Vorwärtsmarsch und Schützenmarsch von Stolz, besitzen. Wo sie fehlen, würden sie rechtzeitig zugesandt werden.

Auch bitten wir die uns besuchenden Kapellen, am Festtag bis längstens halb 10 Uhr vormittags in Amstetten zu sein, da vorher eine gemeinsame Probe im Arbeiterheim bis halb 11 Uhr erfolgen muß.

Da es drängt und die Plakate am Programm rechtzeitig angeschafft und verteilt werden müssen, bitten wir um klare und zuverlässige Berichte. Wir heißen alle Gäste schon jetzt auf das herzlichste will-



Raub der Flammen. Herr Engelbrecht... erlitt einen Schaden von etwa 700 Schilling. — Dem Kohling, der diese hübsche Tat vollbracht, wäre eine wichtige Lektion zu gönnen.

Bezirk Ybbs.

St. Georgen am Ybbsfeld. (Aut die „Eisenwurzeln“ Herrn Luz... Die „Anfänger Nachrichten“ berichten in ihrer letzten Ausgabe über das St. Georgener Feuerwehrgeschehen. Hierbei stellt das Blatt fest, daß der Besuch „trotz der Vereitelungsversuche gewisser Herren“ ein sehr guter war und daß die Motorspritzenweiche entgegen dem ursprünglichen Programm entfiel. Kein Zweifel: Auch die „Anfänger Nachrichten“ prangen mit zaghaften Worten die ungewöhnliche Unzulänglichkeit Hochwürdens Luz an, welcher sich gerne als ein von der bösen „Eisenwurzeln“ verfolgter Märtyrer gebärde...

Neustadt a. d. D. (Blitzschlag und Brand.) Am Sonntag, den 1. Juni, brach über unserm Gebiet ein schweres Unwetter mit Hagelschlag herein. In die Wirtschaftsgebäude des Nabegger Bürgermeisters Leopold Berger schlug ein Blitz ein und im Innern standen Wirtschaftsgebäude und Wohnhaus in hellen Flammen. Das Vieh konnte rasch noch ausgebracht werden, doch brannten die Gebäude vollends nieder. Der Schaden Bergers beläuft sich auf etwa 25.000 Schilling, wovon nur 10.000 Schilling durch Versicherung gedeckt sind.

Bezirk St. Peter

St. Peter in der Au. (Bravo Schutzbündler!) „Bravo Schutzbündler!“ — das kam aus dem Munde mancher Bauern, als sie, zum erstenmal und nur bei so bescheidenem Anlaß in Aschbach und Sankt Peter, Schutzbündler von Angesicht zu Angesicht sahen. Die Bauern, welche unsere wackeren Schutzbündler und ihre Disziplin sahen, werden sich nie mehr von all den verlogenen Schreckensmären täuschen lassen, die ihnen in den Heimweherversammlungen über den Schutzbund aufgetischt worden sind. „Wir sind froh, daß einmal auch ihr euch gezeigt habt“, jagten unseren Vertrauensmännern abgerackerte Bauern, „es war ja wirklich schon so, daß man meinen konnte, alles in der Welt trägt einen Hahnenschwanz.“ Daß es nicht so ist, freut sehr viele Bauern und auch Geschäftsleute und sie treten aus einer gewissen Reserve heraus, seit sie unsere Stamm- und Vertrauensmännern erweckenden Schutzbündler zu Aschbach und St. Peter gesehen haben. Diese Erscheinung ist für uns sehr lehrreich: Wenn die anderen nicht aufhören wollen, mit dem Hahnenschwanz und ihrem grün-weißen Feigen das Volk der Städte und Industrieorte zu behelligen, dann werden wir, aber ohne Behelligung und ohne Feindschaft, eben in die Dörfer ziehen und durch unsere ruhige Macht und Disziplin den Bauern anschaulich machen, daß wir weder lose und unverantwortliche Gesellen, am allerwenigsten aber eingeschüchtert sind und daß, wenn die Heimwehrekapos wirklich mit der Arbeiterchaft ein Tänzen wagen wollen, es unabweisbar sein wird, wer mit geröteten Backen Ferkelgeld geben muß... Wir Sozialdemokraten sind zur allgemeinen Abrüstung nach wie vor geneigt. Wir würden sie im Interesse unseres blutenden Landes begrüßen. Aber solange die anderen diese Abrüstung nicht wollen, rüsten natürlich auch wir nicht ab, das gebietet uns der primitivste Selbsthaltungstrieb. Im Gegenteil: Wir bauen, besonders nach den Tagen des Korneburger Faschistenschwur, nun erst überhaupt und nun erst recht den Schutzbund aus, dessen eindrucksvolle Macht in Zukunft auch in den Landbezirken öfters zu sehen sein wird, wie bisher. Das wird die hochgeschwellten Hahnenkämme schon sinken lassen...

Markt Aschbach. (Verletzung.) Gen. Johann Steglehner, Weichensteller der Bundesbahnen, ist durch Verletzung zum Bahnhof Wien-St. Florian aus der Lokalorganisation ausgeschieden. Die Lokalorganisation verliert in Gen. Steglehner ein überzeugtes und in der Parteilichkeit eifriges Parteimitglied. Gen. Steglehner war Obmann der Lokalorganisation und Gemeindevorstandesmitglied. Die Lokalorganisation dankt ihm auf diesem Wege für sein erspriessliches Wirken im Parteinteresse.

Viberbach. (Abe, Partei Luegers!) Sa, so müßten eheliche Christlichsoziale ru-

fen, angesichts der Ereignisse der letzten Jahre und zumal der letzten Wochen. Die Heimwehr, die uns Sozialdemokraten aber schon gar nichts anzuhaben vermag, geht nunmehr immer mehr nach der Linie des geringsten Widerstandes los, sie stellt sich gegen die bürgerlichen Parteien, die sie, weil diese feig sind und keinen mannhaften Widerstand leisten, einfach überrennt.

Die armen, von allen Göttern und guten Geistern verlassenen Christlichsozialen und Bauernbündler! Da haben sie durch Jahre die Schlange Heimwehr an ihrem Busen genährt und aufgepäppelt, in der Hoffnung, daß diese Heimwehr, der man Gottes Segen mitgab, die bösen roten ausrotten werde. Aber siehe da: Dieses ungeratene Kleinkind Heimwehr kehrt sich gegen die Eltern, schlägt Vater und Mutter, ist mit einem Wort ein Bengel geworden, auf den die Eltern aber schon gar nicht stolz sein brauchen. Und dieser ungestüme Bengel scheint manche recht pikante Geheimnisse aus dem Vaterhaus zu kennen, sonst würde er nicht so keck und anmaßend gegen seine Eltern und diese nicht so zaghaft und ängstlich gegen den mißgeratenen Sohn sein...

Bauern! Die Herren Bauernführer haben Euch die Heimwehr immer als den reinsten Messias gepriesen und Euch mit fanstiem und oft auch unfaustem Druck in diese Gewaltbände getrieben. Was macht nun der Messias Heimwehr? Leset das Flugblatt nach, das das sogenannte Wirtschafts- und Ständeamt der Heimwehr auch bei uns in Viberbach verbreiten ließ, und Ihr werdet zu Eurem Staunen vernehmen, daß die Heimwehr, die gerade erst durch Eure eigenen Führer groß geworden ist, jetzt diese Führer direkt als Verräter erklärt! Wir Sozialdemokraten haben mit Eurem Führern und ihrer Rückständigkeit gewiß schon manchen Strauß zu bestehen gehabt und uns bindet gewiß nicht die geringste Freundschaft zu jenen, die sich selbst zum Stimmvieh der reaktionären, städtischen Christlichsozialen gegen uns erniedrigt haben, statt Hand in Hand mit den Vertretern der Arbeiterchaft den wirklichen und brennenden Interessen des arbeitenden Volkes zu dienen. Aber das, was die Heimwehr gegen Eure Führer in jenem Flugblatt sagt, ist für Euch Bauern von so großer Bedeutung, daß Ihr Euch ernstlich entscheiden müßt, ob Ihr in Zukunft noch den Christlichsozialen und dem Bauernbund oder ob Ihr in Zukunft nur mehr der Heimwehrelitung folgen wollt. Wenn schon Eure Führer nicht den Mut zu klarer Sprache und nicht jowiel Männlichkeit besitzen, die beschämende Bevormundung seitens der Heimwehr zurückzuweisen, dann müßt wenigstens Ihr Bauern selbst ein deutliches Wort sprechen und Euch zumindest entscheiden, ob Ihr dem Programme und dem Ideale eines Luegers oder ob Ihr den wirren Nachtränschen eines Steidle folgen wollt.

Zwei Herren dienen kann auch der Bauer nicht und gerade unseren deutschen Bauern ist eine zwiespältige Jung, wie sie die Heimwehrrührer auszeichnet, nicht gegeben. Entscheidet Euch also, wenn Ihr wollt, daß der Bauernstand überhaupt noch als politisch reif gewertet werden soll. Die Klugsten von Euch werden sich, wenn sie alles recht bedenken, sowohl gegen die heutigen Christlichsozialen, die alle Grundzüge längst über Bord geworfen haben, als auch gegen die Heimwehr wenden, die Euch schnurgerade in die alte Unfreiheit zurückführen wird, aus der Ihr Euch mit namenlosen Opfern Eurer Vorfahren erhoben habt!

Hand in Hand wollt Ihr mit einem Starckenberg kämpfen, dessen Ahnen tausende Eurer Väter unmeniglich gedrückt und gequält haben und die ihren riesigen Grundbesitz nicht ehrlicher Arbeit, sondern nur der Entrechnung der Bauern verdanken? Ihr wollt mit den Nachkömmlingen jener „Abeligen“ und mit Offizieren gegen uns Arbeiter kämpfen, die wir Euch in der Geschichte stets zur Seite standen, als es galt, Eure Freiheiten zu erobern? Denkt nur an 1848, an die Abschaffung von Robot und Zehent, den letzten Resten Eurer Unfreiheit! Die Arbeiterchaft hat noch niemals für Knechtschaft gekämpft, sie würde untergehen und rechtlos werden, wenn Ihr geknechtet seid, aber auch Ihr würdet untergehen und rechtlos werden, wenn die Arbeiterchaft geknechtet wird. Arbeiter und Bauern sollten zusammengehen, dann gäbe es eine bessere Welt....

Bezirk Saag.

St. Valentin. (Selbstmord.) Am Abend des 31. Mai hat die 49jährige Frau Theresia Gruber, wohnhaft in der hiesigen Hauptstraße, durch Ensol Selbstmord verübt. Sie dürfte die Tat im Zustande der Sinnesverwirrung begangen haben.

Bezirk Waidhofen a. D.

Waidhofen a. d. D. (Einspruchs-kommission.) Der Landeshauptmann hat den Hofrat Dr. Moriz Wilfong, Bezirkshauptmann von Amstetten, zum Vorsitzenden der Einspruchskommission in der autonomen Stadt Waidhofen a. d. D. ernannt.

Waidhofen an der Ybbs. (Mädchen-Hauptschule Waidhofen an der Ybbs. — Schüleraufnahme.) In die 1. Klasse der Hauptschule werden Mädchen aufgenommen, die die 4. Klasse der Volksschule mit Erfolg absolviert haben. Die Aufnahme erfolgt ohne Aufnahmeprüfung, Schulgeld ist keines zu bezahlen. Mädchen aus den Nachbarorten, die die Aufnahme in Waidhofener Hauptschule anstreben, mögen sich noch im Laufe des Monats Juni an Wochentagen zwischen 8 und 12 Uhr vormittags in der Hauptschul-Direktionskanzlei anmelden.

Die Direktion.

Sonntag, 22. Juni: „Asko“-Sportwerbetaq in Waidhofen!

Waidhofen a. d. D. (Sportwerbetaq.) Der heutige Sportwerbetaq des Ortskartells Waidhofen, Arbeiter-Bund für Sport- und Körperkultur, findet am Sonntag, den 22. Juni, statt. Eingeleitet wird dieser Tag mit einem Massenlauf durch die Stadt. Daran schließt sich ein Werbeaufmarsch mit Musik auf dem Oberen Stadtplatz. Dortselbst finden kurze turnerische wie sportliche Propagandaaufführungen statt. Nachmittags: Radrennen und Motorradrennen in der Bocksteinerstraße, Handball- und Fußballspiele auf dem Sportplatz.

Waidhofen a. d. D. (Eiles Geschwär.) Im Heimwehrgasthof Inzührer versammelten sich die Mannen vom Hahnenschwanz und berieten über das „Geschwär von Korneuburg“. So wie der berühmte Feldwebel kommandierte: „Nun in die Kartoffel, heraus aus den Kartoffeln“, so ungefähr ging es in der von Disziplin frohender Heimweherversammlung zu. Erst als der Oberbahn durch sein von Beweisen nur so wimmelndes Referat „Klarheit“ in die hahnenschwänzigen Hirne brachte, wurde es den Widerpenigern klar und sie erkannten die Situation. Die Ervingenschaften der Heimwehren wurden alle aufgezählt. Nur eine wurde vergesen, nämlich die Ervingenschaft der ununterbrochenen Betriebsstilllegungen, die eine natürliche Folge der Faschistenschwüre sind. Schwören Sie nur so weiter und marschieren Sie nur so fort, bis der letzte Fabrikschlot zu rauchen aufgehört hat. Die arbeitslos gewordenen werden sich über die Erfolge der Heimwehr ein anderes Urteil bilden.

Waidhofen a. d. Ybbs. (Von der Heimwehr.) „In der Heimwehr findet man das, was ich schon längst sehnlichst herbeigewünscht habe; — nämlich keinen Unterschied der verschiedenen Klassen mehr“. Dieser Ausspruch wurde zum Leibspruch des Herrn Inzührersekretärs. Ob Bürger oder Bauer, ob Doktor, Ang. oder Arbeiter, kein Unterschied ist in der Heimwehr zu merken. Da steht der einfache Arbeiter (warum einfacher Arbeiter? Ist das nicht schon ein Unterschied?) neben dem Herrn Doktor in einer Doppelreihe und alle haben nur das eine Ziel vor Augen: die Vernichtung des Marxismus. Daß sie in ihrem Vernichtungskampf nicht den Marxismus sondern die Wirtschaft treffen, wußte ihnen kein geringerer zu sagen, als der Herr Unternehmenssekretär Weidenhoffer. Aber trotzdem ist nur der Marxismus an allem schuld. Den Herrn Grundbuchsführer möchten wir aber fragen, ob die Klassen oder wie sie bei der Heimwehr heißen „Stände“ wirklich aufgehoben sind. Haben Sie schon einmal den „Ehrenkoder“ gelesen, Herr Sekretär? Wer ist denn nach diesen Begriffen „satisfaktionsfähig“? Der schlechte Arbeiter, oder kleine Beamte? Der, der nur in der Lage war eine Volksschule zu absolvieren? Sehen Sie, Herr Sekretär, wenn man nur den Nachweis erbringen kann ein Volksschulzeugnis zu besitzen — wie das wahrscheinlich bei Ihnen der Fall sein dürfte —, dann kann einen das reizen, die Ehre zu haben neben einem reichen Bürger oder einem Herrn Doktor stehen zu dürfen. Aber einen überzeugten Klassenbewußten Arbeiter werden Sie mit derartigen Reden um kein iota von seinem Standpunkt abbringen. Also, Herr Sekretär, werben Sie unter Ihresgleichen aber lassen Sie die Werbetätigkeit bei den Arbeitern.

Waidhofen an der Ybbs. (Fußball-sport.) Pfingstsonntag und Pfingstmontag

gastierte der Arbeiter-Fußballklub Waidhofen a. d. Ybbs in Traun (Ob.-Dösterreich) und konnte gegen den spielstarken Arbeiter-Sportklub Traun am ersten Tage ein Remis 2:2 und am zweiten Tage einen Sieg 4:2 erzielen. Die Reservemannschaft war vom Glück mehr begünstigt und siegte an beiden Tagen 3:0 und 2:1. Zu erwähnen wäre der nette Empfang sowie die überaus herzliche Gastfreundschaft der Trauner Genossen. — Sonntag, den 15. d. M., hat der Arbeiter-Fußballklub Waidhofen den Arbeiter-Sportklub „Bewegung“, Steyr, zu Gast. Spielbeginn der I. Mannschaft 4 Uhr, der Reserve 2 Uhr.

Waidhofen an der Ybbs-Landgemeinde. (Fahrraddiebstahl.) In der Nacht vom 3. auf den 4. Juni wurde in Stöckls Gasthaus in der 1. Wirtsrotte aus einem abgesperrten Raum durch Einbruch in denselben ein fast neues Fahrrad entwendet. Von den Tätern fehlt bis jetzt jede Spur.

Ybbsitz. (So achtet man das Aufmarschverbot.) Bei uns war am 9. Juni die Heimwehr versammelt, um das Gelöbnis auf das Korneuburger Programm zu leisten. Sie zogen mit Musik in die Kirche und auch mit derselben wieder weg, um im Gasthaus Seial ihre Verjämmlung abzuhalten, wo auch fremde Heimwehren beteiligt waren. Da Ybbsitz auch unter den Sommerfrischen ist, glauben wir, daß dies ein Aufmarsch ist, der das Verbot des Landeshauptmannes gröblich verletzt. Sollen wir die vielgerühmte Objektivität der Behörden auf die Probe stellen, dadurch, daß etwa auch der Schutzbund sich so verhält?

Jenseits der Donau.

St. Nikola-Sarmingstein. (Eingottess fürchtiger Selbstmörder.) Am 4. Juni fand der Signalwärter Enengl am Donauufer unterhalb der Ruine Werfenstein einen Hut, vier Bräse und einen Zettel mit einem Betrag von 3.60 Schilling. Auf diesem Zettel wurde der Finder gebeten, die betliegenden Bräse, die an verschiedene Personen namens Kaffeteder in der Gemeinde Dimbach gerichtet waren, zur Post zu geben und für den Geldbetrag eine Messe lesen zu lassen. Wie die Nachforschungen jeither ergaben, handelt es sich hier um den Selbstmord des in Vorder-Dimbach ansässigen, 38 Jahre alten Besitzers Anton Kaffeteder, vulgo Furtlehner, welcher eine Gattin und vier Kinder hinterläßt.

Grein a. D. (Selbstmordversuch.) Der 57jährige Schuhmachermeister Franz Fröschl brachte sich mit einem Messer eine breite und tiefe Schnittwunde am Hals bei. Krankheit und finanzielle Sorgen dürften ihn zu dieser Tat getrieben haben. Mit dem Amstettner Rettungsauto wurde Fröschl in das Amstettner Krankenhaus übergeführt, woselbst Dr. Senker noch in derselben Nacht eine Operation vornahm. An dem Aufkommen Fröschls wird gezweifelt.

Mauthausen. (Knapp am Lode vorbei.) Am Pfingstsonntag hätten bald drei junge Menschen den Tod gefunden. Der Ankniff des Personenschiffes stand an dem Landungsponton an der Kaimauer des Schlepper des Frachtendampfers „Almas“ angeheftet. Matrosen waren eben dabei, die Ladung zu löschen, wobei sie etwa 80 Personen, die auf das Personenschiff warteten, als Zuschauer hatten. Sie mußten plötzlich vom Schiff her Kommandorufe hören, denen Schreckensrufe folgten. Eine Weibzelle, in der ein des Rubens unkuindiger junger Mann und zwei Mädchen im Badekostüm saßen, war von der starken Strömung zwischen Schlepper und Ponton hineingetrieben worden und hätte unbedingtermaßen oder zerquetscht werden müssen. Mit unglaublicher Schnelligkeit sprangen mehrere Matrosen, lange Haken in den Händen, vor, und es gelang ihnen, das Boot aufzuhalten; es war die Rettung in letzter Sekunde vor dem sicheren Tode.

Jenseits der Enns.

Enns. (Vom Schlachtfeld der Arbeit.) Am 3. Juni ist beim Aufstellen eines Langtennengerüstes für den Zubau zum Magazin der hiesigen Zuckerfabrik der Arbeiter Karl Nischmayer infolge eines Fehltrittes von der Leiter in 8 Meter Höhe abgestürzt. Er fiel auf Betonstein und zog sich schwere Kopfverletzungen zu, so daß er in das Krankenhaus überführt werden mußte.

Enns. (Wieder ein Römergrab entdeckt.) Beim Bau der Bundesstraße in Krustein stießen Arbeiter am 2. Juni neuerlich auf ein gut erhaltenes Römergrab.



### Im Namen der Republik!

Vor dem Bezirksgericht St. Pölten ist heute in Gegenwart des Privatanklägers Dr. Wilhelm Krest, vertreten durch Dr. Ernst Bast, des Angeklagten Ferdinand Straffer über die Anklage verhandelt worden, die der Privatankläger gegen Ferdinand Straffer, am 3. April 1901 in Krems geboren, Redakteur in St. Pölten, wegen Uebertretung des Pressegesetzes erhoben hatte. Ueber den vom Privatankläger gestellten Antrag auf Bestrafung hat das Gericht zu Recht erkannt:

Der Angeklagte Ferdinand Straffer ist schuldig dadurch, daß er in der Wochenschrift „Volksrecht“, sozialdemokratisches Wochenblatt, Nr. 15, detto St. Pölten, 10. April 1930, auf Seite 12 den Artikel

„Der Herr Rechtsvertreter“ erscheinen ließ, in welchem die Stellen „daß der Heimwehr-gau Amstetten seine Vertretung keinem der vielen Amstettener Rechtsanwälte, sondern dem minder erfahrenen Dr. Kraft aus Melk übertrug, mag zum Teil darin seine Begründung finden, daß nicht jeder Rechtsanwalt eine derartige Vertretung übernimmt“ und „Vor allem aber fiel die Wahl der Heimwehr offenbar deswegen auf Dr. Kraft, weil sich dieser weniger als ein Anwalt des Rechtes, denn als Vandalenführer vor Zeitlern bemerkbar machte“ eine strafbare Handlung begründet, als verantwortlicher Schriftleiter obgenannter Zeitung die Sorgfalt vernachlässigt zu haben, bei deren pflichtmäßiger Anwendung die Aufnahme des strafbaren Inhaltes unterblieben wäre, bzw. in einem Druckwerk

eine unwahre Behauptung aufgestellt, bzw. verbreitet zu haben, die durch die darin enthaltene Unwahrheit geeignet ist, das berufliche Fortkommen des Privatanklägers zu schädigen.

Er hat hiedurch die Uebertretung nach § 30 des Pressegesetzes und nach Artikel V der St. G. Nov. 1929 begangen und wird nach § 30, Pressegesetz, und § 267, Strafgesetz, zu einer Geldstrafe von 100 (hundert) Schilling, im Nichteinbringlichkeits-falle zu 48 Stunden Arrest und gemäß § 389, St.-P. O., zum Ertrage der Kosten des Strafverfahrens verurteilt.

Gemäß § 43, Pressegesetz, wird auch auf Veröffentlichung dieses Urteiles in der ersten oder zweiten Nummer nach Rechtskraft dieses Urteiles in obzitiertem Zeitung er-kannt.

**Gründe:**

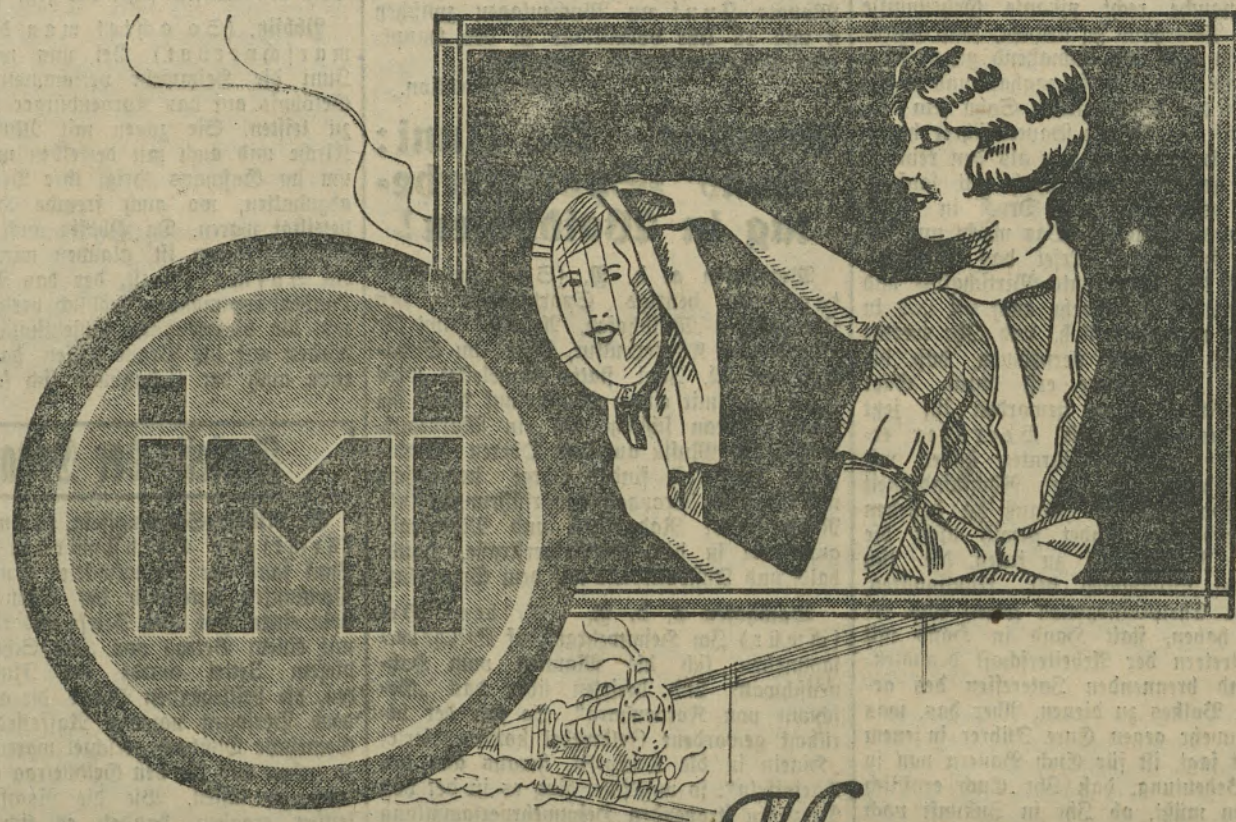
Der Beschuldigte verantwortet sich dahin, daß er den gegenständlichen Artikel vor Drucklegung nicht gelesen hat und daß lediglich seiner Meinung nach die zweite unter Anklage gestellte Stelle den Tatbestand einer Ehrenbeleidigung beinhaltet, nicht aber die erste inkriminierte Stelle, welche als bloße Kritik angesprochen werden könne.

Das Gericht nahm aber mit Rücksicht auf den Zusammenhang als erwiesen an, daß beide unter Anklage gestellte Stellen den Tatbestand der Ehrenbeleidigung im Sinne des § 488, St.-G., beinhalten und daß auch diese Stellen geeignet sind, das berufliche Fortkommen des Privatanklägers zu schädigen, weshalb auch der Schuldspruch im Sinne des Artikels V der St.-G.-Nov. 1929 zu fällen war.

Mildernd war das Geständnis des Tatsächlichen, ersichernd die Vorstrafen, der rasche Rückfall.

Da es sich in gegenständlichen Falle um einen Schuldspruch wegen einer durch den Inhalt einer Zeitung begangenen strafbaren Handlung handelt, war über Antrag des Anklägers auf Veröffentlichung dieses Urteiles in der Zeitung zu erkennen.

Bezirksgericht St. Pölten, Abt. 7, am 26. Mai 1930.



ist der schnellste Helfer,

der je für Sie erdacht wurde!



Das ist keine Übertreibung! Sie werden es selbst bestätigen, wenn Sie zum täglichen Geschirrabwaschen benutzen, wenn Sie zur Reinigung aller stark verfetteten Haus- und Küchengeräte aus Glas, Porzellan, Metall, Holz und Stein versuchen, wenn Sie sehen, wie rasch das Fett auflöst und strahlende, blitzende Sauberkeit zurückläßt, wenn Sie sehen, wie vielseitig diese neuartige Hilfe ist, die alles viel schöner und gründlicher macht als je ein anderes Mittel zuvor. Prüfen Sie bitte



1 Eßlöffel auf 10 Liter heißes Wasser = ein Eimer, so ergiebig und sparsam!

**imi**

**Henkel's**

**Abwasch-Spül und Reinigungsmittel**

für Haus und Küchengerät

Hergestellt in den Persilwerken

**Billige böhmische Bettfedern!**

1 Alto graue, gute, geschliffene 5 S., halbweiße, flaumige 6 S., weiße, flaumige, geschliffene 7, 8, 10 S., feine geschliffene Halbblau-Herrschafsfedern 12, 15, 18 S.; allerbeste Flaumschleiß 20 und 22 S., Halbweiße, feine Daunen 21, 24 S.; weiße feine Daunen 26 und 32 S. Versand jeder Menge zahllos gegen Nachnahme. Aufträge von 5 kg an franko. Antanzig gestellt, für Nichtzahlendes sollen Bestag zurück. — Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

S. Benisch, Export böhmischer Bettfedern in Prag XII.

**Wenn Sie Wert darauf legen**

gut bedient zu werden, dann besuchen Sie

**Fr. Lohner, St. Pölten**

Leugebäudeplatz 9 a.

Telephon 699.

Vertreter der weltberühmten und wohlbekanntesten Steyr Waffen- und Alleinvertreter der Strya-Räder, Vertreter der vgl. „Triumph“ Qualitäts-Motorräder. Herrliche Ausführung der Type 30 und mit allen Errungenschaften verbessert. Kalt- u. Gasser-Nähmaschinen, Koffer Gramophone und Platten. Günstige Teilzahlung, sämtliche Zugehör und eigene Reparaturwerkstätte.

**Klaviere, Pianino**

**Einkauf, Verkauf, Miete.**

Erstklassige Marken zu Originalfabrikpreisen. Uebernahme sämtl. Reparaturen. Bequeme Teilzahlung ohne Anzahlung monatl. von 5 50- aufwärts. Freie Befichtigung. Klavier-timmungen. Mieter werden Eigentümer.

**Klavierhaus Stroblhof, St. Pölten,**

Schießplatzprom. 9 u. Brunng. 18 Telephon 411

**NÄHMASCHINEN**

für Familien-, Schneider-, Schuhmacher- und alle gewerblichen Zwecke

**Fahrräder 1930 PICK**

ohne Angabe S 20- monatlich m. reeller Garantie

**WIEN IX., Liechtensteinstr. 27**

**IV., Wiedner Hauptstr. 8**

**Wohnung.**

Küche und Zimmer, Speise und Wasserleitung in der Küche, eig. Klosett, Boden und Keller, Gartenbenützung. Zu vermieten ab 1. Juli 1930 bei P. Meindl, Ober-Wagram, Unter-Wagramerstraße 41

**Puch-Motorrad**

L/M 122 Ccm., gut erhalten um 120 Schilling zu verkaufen

J. Buchgraber, St. Pölten, Peppertstr. 41

**Männer- und Frauenleiden**

auch in alten Fällen, fanden tausendfach gründliche Heilung durch unschädliche, über 20 Jahre mit bestem Erfolg angewendete

**Timm's Kräuterkuren.**

Einfaches Verfahren ohne Berufsstörung, Tausendfach bewährt. Dankschreiben in ungezählten Mengen liegen vor. Verlangen Sie meine ausführliche Broschüre. Versand erfolgt diskret gegen Einsendung von S 1- Rückporto in Briefmarken.

**O. J. Timm, Chem. Pharm. Labora., Hannover**

**Dankagung.**

Ich fühle mich veranlaßt Herrn Primarius Dr. Schwarzhuber für die miche- und heile-volle Behandlung meiner Brandwunden den innigsten Dank zum Ausdruck zu bringen.

Anna Vogl.

**Verloren**

wurde am Pfingstsonntag in der Zeit zwischen 10-11 Uhr abends in der Bichspernerstraße in der Nähe des Gasthauses „Böbling“ ein Gedächtnis (Oberkiefer). Der ehrliche Finder wird gebeten, dasselbe bei Gustav Goll, Rennbahnstraße 17 abzugeben.

**Einmalige Ausgabe fürs ganze Leben!**

**Bettfedern**

Nur vorzügliche altbewährte Qualitäten: 1 Alto schöne graue S 170, geschliffene S 3. und S 4., weiße S 5.-, weiße, welche S 7.- und S 10.-, feine S 13.-, Schleißblau S 16.-, und 20.-, blendend weiß S 24.-, Daunen, grau, S 6.-, leberfrei S 11.-, halbweiß, leberfrei S 15.-, weiß S 18.50 und 25.-, prima S 31.-, Kurusdaune (berl. Qualität) S 37.50, Gefüllte Tuchenten mit geschliffener Füllung 180/120 cm, 4 kg schwer, S 16.-, 20.-, 25.-, mit bestem weilerem Schleiß, 4 kg schwer, S 28.-, 34.-, 43.-, 52.-, Pöster mit geschliffener Füllung, 80/80 cm, 1.30 kg schwer, S 4.20, 5.50, 6.50, mit bestem weilerem Schleiß, 1.30 kg schwer, S 8.50, 10.50, 13.50, 16.50. Daunentuchenten mit garantiert daunenreichem Füll. 180/120 cm, mit 2 kg leberfreien grauen Daunen S 34.50, dasselbe mit 2 kg halbe-weißen Daunen S 42.50, mit 1 1/2 kg weißen Daunen S 50.-. Versand par Nachnahme Federn über 20 S portofrei. Muster umsonst. Nichtzahlendes umgetauscht oder Geld retour! Nachbestellungen und Auerkennungen täglich, jeder zustiefen.

**Sachsel & Co., Wien, VII., Burggasse 105/108.**



Man munkelte zwar allerhand in Kreuzing, als Jungfer Resi nach halbjähriger Abwesenheit wiederkehrte und etwas, aber nur etwas schmaler geworden war.

Das Kind war bei entfernten Verwandten sehr gut untergebracht und alle Monatsserien traf pünktlich das Geld, eine wohlhabende Summe, bei den Pflegereltern für Erich ein. Obwohl sonst der Herr Dechant als Geizhaken und Knäuser weit und breit bekannt war, in diesem Fall war er splendid, das mußte man zu seiner Ehre sagen. Erich, der schon kräftig schrie, gedieh prächtig. Von ihrem letzten Besuch brachte „Jungfer“ Resi eine Photographie von ihrem Erich mit, die ihn darstellte in zarter, wundervoller Nacktheit. Wenn sie mit dem Pfarrherrn allein war, betrachteten beide voll Freude und geheimer Sehnsucht das Bild ihres Kindes, das ihr eigen Fleisch und Blut war, eine starre Vorschrift verwünschend, die es einem Priester der katholischen Kirche verbot, natürlich wie andere Menschen zu leben, eine sinnlose Vorschrift, die sie zwang, ihr eigenes Kind zu verleugnen.

### Zeilingers

Der Dechant hatte sich nie mit philosophisch-theologischen Tüfteleien befaßt; er war fromm, bigott, weil er so erzogen, weil es ihm so eingebrüllt wurde. Obwohl er ein Eiferer in seinem Beruf war, häumte sich sein gesunder Sinn, seine derbe Bauernnatur, die stürmisch nach dem Weib verlangte, gegen dieses tägliche Verfechten spielen auf.

Warum sollte ein Priester nicht Familienvater sein? Nur zu wohlbekannt war ihm der Ausspruch des Apostels Paulus, der verlangte, ein Bischof solle nur eines Weibes Mann sein. War vielleicht das Familienleben etwas sündiges? Hatte die katholische Kirche die Ehe nicht zu einem Sakrament erhoben? Waren Josef und Maria, die Eltern des Heilands, nicht in einer stillen, wunderbaren Ehe vereint?

In stillen Stunden der Liebe hatte er oft mit „Jungfer“ Resi, wie sie vor den Leuten noch immer hieß, diese Fragen besprochen und ihre vollste Zustimmung gefunden. Sie lebten seit Jahren wie Mann und Frau, freilich geheim und künneerten sich nicht um die Munkelien und Redereien der Leute, die ihnen manchmal zu Ohren kamen. Freilich kam es vor, daß wenn er als oberster Hirte seiner Pfarre auf der Kanzel gegen die Uebertreter des sechsten Gebotes, gegen „das Lasterleben“, wie er sich gern ausdrückte, donnerte, der eine oder der andere von seinen Zuhörern seinem Nachbar einen Rippenstoß verfehlte und das einverständliche Augenzwinkern der beiden mußte bestimmen „is eh selba a ner besser“ gedeutet werden.

Einmal hatte es dem Herrn Dechant sogar einer gesagt. Es war ein Eisenbahner, der sich eine Witwe nach einem Eisenbahner in sein kleines Häuschen genommen hatte und mit ihr lebte, wie Mann und Weib.

Damit sie nur ihre kleine Pension, die siebzehn Gulden betrug, nicht verlor, sahen sie von einer Trauung ab, sie verzichteten freiwillig auf den Segen der Kirche. Und um der Wahrheit die Ehre zu geben, sie kamen auch ohne ihn sehr gut aus mitammen. In drei Jahren hatten sie zwei gesunde, kräftige Kinder, die das Häuschen mit ihrem Geschrei erfüllten.

Pater Oswald empfand dies als Pfarrherr und Dechant als öffentliches Vergehen — wie er hieß — zu sich in die Pfarrkanzlei bitten.

Ettbreitner, der kein heuriger Has war, forcht sich mit und ließ höflich, aber entschieden dem Dechant sagen: „Wenn er, der Dechant, von ihm etwas wünsche, so möge er zu ihm kommen, er, Ettbreitner, müsse sich ja auch zu ihm bemühen, wenn er von ihm etwas wünsche.“

Der Herr Dechant verbiß seinen heiligen Born und als ein getreuer Hirte, der sich auch der räudigen Schafe annimmt, machte er sich auf den Weg, um den gottlosen Eisenbahner zu bekehren, eingedenk des Bibelwortes: daß über einen reuigen Sünder, der Buße tut, im Himmel mehr

Freude herrscht, wie über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Er traf den Bahnwächter Ettbreitner in sehr guter Stimmung an und wurde mit allem Respekt begrüßt. Frau Ettbreitner hatte den Pfarrherrn schon von weitem kommen sehen, ihren Kindern geschwind die Nasen gepußt und sich eine schöne, durchbrochene Bluse angezogen. Herr Ettbreitner hatte ein Glas guten Apfelmostes aus dem Keller geholt, das schönste Glas mit einer Ansicht der Gnadenkirche von Mariazell sorgfältig ausgewaschen und den goldgelben Saft dem Herrn Dechant höflich kredenzte.

Salbungsvoll begann Pater Oswald seinen Speeß. Eindringlich bat er beide, doch zu heiraten. Aber ebenso eindringlich schüttelten beide den Kopf: sie wollen nicht heiraten, es sei „so“ viel schöner.

„Aber bedenken Sie um Gotteswillen die Sünde, die tägliche schwere Sünde!“ meinte der Dechant, entsetzt über einen solchen Abgrund von Verstocktheit.

„Aber Gott... den, Herr Dechant, täglich tuan mir's ja eh net!“ meinte die Ettbreitnerin verschämt und senkte die Augen auf die niedlichen Rundungen ihres vollen Busens.

### Strumpf

„Geben S' Ihnen keine Müh, Herr Pfarrer, mir heiraten net; mir haben es uns g'schmor'n und einen Schwur muß man halten, net?“ jagte Ettbreitner, ein bißchen Ungeduld im Ton seiner Antwort veratend.

Der Herr Dechant runzelte bedenklich die hohe faltige Stirn.

„Also gut, wenn Sie beide nicht heiraten wollen, so müssen Sie aber die Gemeinschaft, die sich durch nichts von einer ehelichen unterscheidet, aufgeben; ich als Pfarrer fordere es!“

Ettbreitner blickte finster vor sich hin. Der Pfarrer setzte eindringlich fort:

„Sie geben der guten katholischen Gemeinde ein öffentliches Aergernis, bedenken Sie doch das!“

„Ich bin bereit, Herr Dechant, meine Mühl wegzugeben...“

Frau Ettbreitner erbläste. Der Pfarrer wollte ihm erstent die Hand brücken. Endlich konnte er als der gute Hirte das räudige Schaf dem Schafstall wieder einverleiben.

Doch Ettbreitner setzte fort: „Aber Hochwürden Herr Dechant, nur unter einer Bedingung!“

„Und die wäre?“ fragte der Seelenhirte gespannt.

„Wenn auch Sie, Herr Dechant, sich von Jungfer Resi, Ihrer Köchin, trennen und statt ihrer einen Koch oder eine Frau mit mindestens fünfzig Jahren nehmen.“

Der Pfarrer, rot im Gesicht, wie mit Blut übergossen, sprach zornig auf, griff nach seinem Hut und mit dem Ruf: „Eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!“ stürzte er aus dem Haus.

Noch am selben Tag machte er eine Eingabe an die Staatsbahndirektion in Linz, die aber augenscheinlich nichts genügt haben muß, denn Ettbreitner hat bis heute noch nicht geheiratet und der Dechant war seiner Jungfer Resi treu bis in den Tod.

Da der Schüler gemeinlich nicht größer ist als der Meister, so bildet sich die Herde naturgemäß nach dem Hirten. In Kreuzing und Umgebung gab es ziemlich viele „ledige“ Kinder, das sind Kinder von unverheirateten Leuten, von Knechten und Dirnen, Bauernföhnen und -töchtern, die oft ein wenig beneidenswertes Los haben.

Der Herr Dechant übte darüber strenge Kritik im Beichtstuhl und auf der Kanzel. Das war seines Amtes.

Aber außer den unehelichen Kindern gab es noch viele unerquickliche Verhältnisse im Ort, die dem hochwürdigen Hirten viele Sorgen bereiteten. Seine Schäfslein machten viele Vorkämpfe.

Insofern es behäbige Bürger, Stützen der Kirche und des Obrigkeitstaates waren, breitete der Pfarrer gern den Mantel der christlichen Nächstenliebe über deren Sünden.

Da war einmal der Bäckermeister Bimberger, der, obwohl er eine hübsche Frau besaß, der Frau des Kaufmannes Weinhausl stark den Hof machte, besonders wenn letzterer, mit zwei umfangreichen Reisekörben bewaffnet, nach Linz fuhr, um Waren einzukaufen.

Letzterer entschädigte sich dadurch, daß er in der Landeshauptstadt gern galante Damen auf dem berühmten „Monte de scuola“ besuchte und manch zerknitterte Fünfguldennote oben ließ.

Der Sohn vom Weinhausl, Karl, der trotz seiner zwanzig Jahre wie ein Lebegreis aussah, hatte zwei Freundinnen, von denen sich jede für die rechtmäßige Braut hielt und die er abwechselnd besuchte. Beide hörten auf den lieblichen Namen Hannerl und — da der besagte Karl ein Freund der Gerechtigkeit war, besuchte er an geraden Tagen Hannerl I, an ungeraden Tagen Hannerl II. Eines aber war besonders gut: Er konnte sich nicht leicht irren und wenn er bei der einen weilte, etwa den Namen der anderen nennen. Das war ausgeschlossen.

Ein besonderes Kapitel wäre der Frau des Fleischhauers Gleichweit zu widmen.

Leppig bis zum Erzech, war sie stark sinnlich und da ihr Mann ebenso fett und dick war wie ein Wehlsack mit zweihundert Pfund, so dünkten ihr seine Liebesbeweise nicht zärtlich genug und sie sah sich um einen passenderen Erzas um.

### Trumpf

Der Viehhändler Schwarzschopf, ein langer Kerl, mager wie ein Windhund, mit schwarzen, flackernden Augen, stand lange hoch in ihrer Gunst.

Wenn Gleichweit Vieh oder Schweine einkaufen fuhr, war hundert gegen eins zu weiten, daß nach einer halben Stunde der Schwarzschopf dahergetänzelt kam. Doch Gleichweit erhielt Wind von der Sache und überhäufte seine Frau im Schlafzimmer mit ihrem Galan.

Wie an der Sache war, daß gerade der Wecker abließ und einen Heidenlärm machte, als Gleichweit auf den Behen mit einem Dänsziemer das Schlafgemach seiner Teuren betrat. Deshalb hörten die Balzenden ihn erst dann, als der erste Streich auf den Rücken des Schwarzschopf niederkrachte. Markerschützende Schreie hallten durch das Haus. Schwarzschopf wurde windwehlich gedroschen und auch der Buckel von der schlüpfigen Frau Gleichweit sah aus wie Nothausgs bekannter Atlas, Schulausgabe. Der arme Schwarzschopf aber hinkte vierzehn Tage lang wie ein aus dem Eisen geschlüpfter Fuchs ...

### Neuntes Kapitel.

#### Ein Winter in Kreuzing.

Schon langsam kam Allerheiligen heran. Weiße Nebelwogen erfüllten die Wiesen, auf denen Tausende von Herbstzeitlosen schimmerten.

Scharen von Kindern zogen brüllend von einer Weide zur andern. Sie schienen kein Behagen mehr zu empfinden, hoben schnuppernd die feuchten, braunen Nasen, auf den Heimtrieb wartend.

Wägen, mit Burgunderrüben und Kraut beladen, holperten auf den ausgefahrenen Feldwegen. Scharen von Krähen erhoben ein entseßliches Gefrächze und flogen, als sie einen Jäger gewahrten, entseßt davon.

Im fernen Osten kam die dunkelrote, volle Scheibe des Mondes herauf. Das zauberhafte Licht ver Silberie Berge und Täler und die Sträucher sahen wie pußige, in sich versunkene Zweige aus.

Vom Kirchturm in Kreuzing schlug die sechste Stunde. Eine hohe, sehnige Gestalt, in einen leichten Mantel gehüllt, bog von der Straße ab in einen Seitenpfad, der den Weg verkürzte, welcher zum Markt führte.

Es war Hold, der Maurer. In tiefen Zügen trank er die kühle Abendluft. Mittags war er aus dem Kreisgefängnis in St. Pölten entlassen worden. Gleich darauf war er mit dem Zug weggefahren, eine Station vor Kreuzing

ausgestiegen und dann, den Abend erwartend, langsam zu Fuß nach seiner Heimat gewandert. Er wollte bei seiner Ankunft niemand begegnen, wollte verschont sein vor neugierig-hämischen Blicken.

Wie hatte er sich in diesen vier Wochen nach Hause geseht, nach seinem Weib, nach seinem lieben Kind ...

Langsam, zögernd wie schwere, trübe Schatten, schlichen die dreißig Tage seines Kerkers vorbei.

Ein Freund aus Wien hatte ihm „Mare, das Kapital“, zum Studium geschickt. Nach drei Tagen jedoch hatte es ihm der Direktor als zu „aufrührerisch“ wieder abnehmen lassen.

„Herchenbachs Erzählungen“ für Schule und Haus wurden ihm aus der Gefängnisbibliothek dafür als Ersatz geboten. Auch der Gefängnisgeistliche besuchte ihn einige Male und wollte ihn für den „christlichen“ Sozialismus des Baron Vogelsang gewinnen.

Der Geistliche war kein unebener Mensch; er gab unumwunden zu, daß dem arbeitenden Volk tagtäglich großes, furchtbares Unrecht geschieht, indem eine Handvoll Menschen die Früchte seines Fleißes genießt und die Millionen Schaffenden trotz fortgesetzter, zermürbender Arbeit in Not und Elend in den Stiezen- und Armenhäusern verkümmern, in den Gräben der Landstraßen zugrunde gehen.

„Ist das die heilige, von Gott gewollte Ordnung?“ hat Hold den ersten, schwächlichen Priester zweifelnd gefragt.

„Die Abkehr von Christus hat dieses Elend bewirkt; die Rückkehr zu den Grundsätzen des Christentums muß auch die soziale Lage der arbeitenden Klassen heben.“

### Krems, Unt. Landstr. 33

Hold schüttelte den Kopf. „Die Kirche, speziell in Oesterreich, hat sich immer als Dienerin des Kapitals, der herrschenden Klassen gefühlt. Säbel und Weihwedel, unlösbar verbunden, sollen die arbeitenden Massen in Schach halten. Die Religion vertritt auf einen unüberwindlichen Himmel, während man das Volk um seinen Anteil an der Erde betrügt ...“

Solche Gespräche belebten die grauen Tage der Haft; auch wurde er in den letzten Tagen zu verschiedenen Arbeiten, die in sein Fach als Maurer einschlugen, herangezogen. Dazwischen Erbsenjuppe, Linsen, fromme Lektüre und Graupen, so verging der Monat und er war frei.

Seine Leidensgenossen hatten noch länger zu bleiben. Er hatte seiner Frau geschrieben, sie möge ihn nicht besuchen. Man war er frei!

Geflügelten Schrittes eilte er seinem Häuschen zu. Dem kleinen Häuschen in der schmalen, kleinen Gasse.

Anna, sein Weib, war eben mit dem Einheizen beschäftigt. Da wurde an die Tür geklopft. Ganz sacht, fast zart. Das sahle Licht des eben angezündeten Feuers warf seinen roten Schein auf das Gesicht des Ankömmlings.

„Anerk!“ „Gott im Himmel, du! ...“

Beglückte Umarmung.

„Gott sei dank, daß du nur wieder da bist!“

Und ein beglücktes gegenseitiges Fragen hub an.

„Wo ist Martha?“

„D, die schläft schon seit einer Stunde.“

Leise traten sie an das Bettchen. Friedlich lag das süße, kleine Wesen da. Hold küßte zärtlich die Stirn seines Lieblings. Tränen traten in seine Augen ...

Das Essen war bald fertig und ruhig setzte man sich wieder zum gemeinsamen Tisch wie früher.

(Fortsetzung folgt.)

### In das Heim des Arbeiters Nur die Arbeiterpresse!



# Der Henker.

Im Zuchthaus wurde herumgefragt, wer sich zum Henkeramt geeignet und stark genug fühle? Es gebe aber viel Arbeit. Als erster ließ sich der rote Swan aufschreiben, und dann taten es ihm viele andere nach. Vorläufig bekam der Rote das Amt: es hieß, er müsse sich auf eine zeitlang bewähren.

Aber er bewährte sich glänzend. Unsentimental wie alle diejenigen, die im Beruf mit dem Tode zu tun haben, seifte er den Strick mit Gewandtheit ein und übte die Handgriffe sogar im Geheimen, um die „Fälle“ möglichst schnell zu erledigen. Es war sein Stolz, nicht mehr als fünf Sekunden für die eigentliche Exekution zu gebrauchen. Es gab ihrer damals mehrere den Tag. Bald war Swan ein freier Mann und bekam jedesmal seinen Entgelt. Von den ersten Löhnen kaufte er sich im Altkleiderladen ein riesiges rotes Halstuch aus Seide und trug es stets.

Bisher war er ein Säufler und Lügner, Lagedieb gewesen. Einer Geringfügigkeit wegen hatte er im Zuchthaus einen Menschen erschlagen, Swan war in Staatsgefängnis und begann ein neues Leben zu führen.

Er war zwar nur mittelgroß, aber ungeheuer in die Breite gegangen. Wenn er so daherkam, sah er aus wie ein Quadrat, Arme und Beine mit mächtigen Muskelwülsten besetzt. In dem dicken Gesicht blickten ein paar wässrige, kleine Neuglein. Jetzt gab er viel auf sein Neuföhres, sein Bart war stets sorgfältig rasiert und das Haar pomadisiert und geschheitelt. Nachdem ihm seine Vorgesetzten erlaubt hatten, einen Lasten mit roten Streifen seitwärts zu tragen, also eine Art Uniform, betrank sich nicht mehr. Seinen Freunden pflegte er zu sagen: Ich bin angestellt in einer geheimen Sache zum Nutzen des Staates.

Sein Henkersamt verschwieg er sorgfältig. Dennoch jickerte es irgendwie durch, oder er verplauderte sich selbst. Von diesem Tage ab gingen ihm alle aus dem Weg und seine Freundschaften waren zu Ende; er wurde gemieden. Es schien aber, daß er sich jetzt in der dem Alleinsein fürchtete. Man sah ihn öfters in den Wirtschaften, wie er allerhand Herumtreibern Schnaps bezahlte, ohne selbst einen Tropfen anzurühren. Warum er jedoch abzumagern begann, so daß er mehrmals hintereinander sich die

Kleider enger machen lassen mußte, konnte sich niemand erklären.

Einmal, nach einer sehr anstrengenden Woche, klagte er über Schmerzen am Hals, dicht unterm Brustbein. Jedem, der es hören wollte, erzählte er es: „Mir ist, als hätte ich unter dem Brustbein Luftblasen, die mich nach oben ziehen wollen.“ Er verlangte: „Schnell, mir die Stelle auf und seht nach, was dort ist.“ Der Polizeiarzt ließ ihn aus. „Bist wohl betrunken, ein kerngesunder Mann wie Du!“

Aber Swan spürte die Luftblasen mit jedem Tag stärker. Auch das Abmagern hielt an, trotz seines soliden Lebenswandels. Noch versuchte er, sich mit Spenden an die Armen und Vagabunden Freude zu machen: vielleicht auch erhoffte er sich Heilung von seinen Schmerzen durch die guten Werke. Dabei hatte er wegen seines Henkeramtes nicht etwa Gewissensbisse, sondern sagte zu den Gendarmen: „Ich bin der Casarrotter der Verbrecher.“

Ueber sein Uebel beklagte er sich folgendermaßen: „Es zieht mich so stark hinauf, daß ich mich überall festhalten muß, um nicht zum Gelächter der Leute in die Luft hochzufliegen. Am schlimmsten ist es, wenn ich schlafen will. Ich meine, vom Bett aus jeden Augenblick zur Zimmerdecke hochzuschwimmen. Deshalb versuche ich, mich schwerer zu machen, stecke nachts Steine und Patronengurte in die Tasche meiner Kleider und lege sie über mich, dann bekomme ich es etwas besser. Aber nicht für lange, dann muß ich immer schwerere Sachen nehmen. Jetzt binde ich mich fest an den Füßen und um den Körper. Man soll mir endlich die Blasen unter dem Brustbein aufstechen.“

Da der Arzt es nicht tat, sondern ihn in die Klinik für Nervenkranken brachte, wollte, tat der rote Swan es selbst. Mit dem Rasiermesser brachte er sich am Hals eine tiefe Wunde bei, so daß es ans Sterben ging. Er sagte zu sich: „So, jetzt kann ich endlich ruhig liegen.“ und später:

„Wird man mich mit Musik begraben?“

Als man ihm das versprach, lächelte er zufrieden und war nach ein paar Minuten tot.

## Moloch Vergnügen.

Was die alte und neue Welt für sogenannte „Vergnügungen“ ausgibt.

Das Jahreseinkommen der Einwohner der Vereinigten Staaten beträgt zur Zeit etwa 84 Milliarden Dollar; das Einkommen des Deutschen schätzt man hoch auf 62 Milliarden Mark. Die Amerikaner geben jährlich 21 Milliarden Dollar für Luxus und Vergnügungen aus, wir mehr als 4 Milliarden Mark. Das heißt, daß man drüben beinahe ein Viertel, bei uns nur ein Fünftel des Einkommens für Vergnügungen aller Art ausgibt.

Sehen wir uns einmal die einzelnen Ziffern an. 5 Milliarden Dollar geben die Yankees nur für Vergnügungsfahrten im Auto aus, hinzu kommen noch 2 Milliarden für Reisen, die nicht der Erholung dienen. Drei Milliarden bleiben in den Restaurants, eine weitere Milliarde ist für Getränke angelegt, und zwar nur für alkoholfreie. Was trotz der Prohibition für den lieben Alkohol ausgegeben wird, sagt die Statistik leider nicht, doch darf man auch hier gut und gern 2 bis 2 1/2 Milliarden Dollar ansetzen.

Für Süßigkeiten (einschließlich Kaugummi) werden 2 Milliarden Dollar ausgegeben, ebensoviel für Tabakgenuss in jeder Form. Eine volle Milliarde sollen die Sammler ausgeben, etwas mehr als sich die Amerikaner ihren Ra-

diogenuß kosten lassen. Underhalb Milliarden wandern in die Kassen der Kinos, genau die gleiche Summe in die Kassen aller anderen Vergnügungsfestlichkeiten wie Theater, Oper, Konzerte usw. Ausgeschlossen sind die Tanztablissements, die allein 300 Millionen Dollar für sich einnehmen. Ebensoviele verschlingen die Mitgliederbeiträge der Klubs, während die Ziffern, die in Wettrennen angelegt werden (mit Ausnahme derer auf den Rennplätzen) in die 400 Millionen gehen sollen.

In Deutschland werden je 400 Millionen Mark für Süßigkeiten und für Reisen eingenommen, allerdings sind in den Süßigkeiten auch alle süßen Getränke begriffen. 267 Millionen Mark fließen jährlich den Kinos zu, deren wir 4100 besitzen, während nur 65 Millionen den Theaterkassen zugute kommen. Der gleiche Betrag dürfte für Spiele und Spielsachen verausgabt werden, wobei unter Spielen besonders die Kartenspiele verstanden werden. Die Umsätze in den Spielklubs sind natürlich nicht einkalkuliert, da sie von der Statistik nicht erfasst werden können. Daß bei uns sehr viel geraucht wird, weiß man, doch sind 300 Millionen für Rauchwaren eine ganze Menge Geld. Die Geselligkeit im eigenen Hause, mit der in irgend einer Form erwiesenen Gastfreundschaft steht mit 600 Millionen zu Buch.

Eine ganz besondere Angelegenheit sind die privaten Telefongespräche, so-

weit sie nicht dem Geschäft dienen und eigentlich nicht notwendig wären. Die amerikanische Statistik rechnet hier 250 Millionen Dollar, was einer Summe von 2.5 Milliarden Gesprächen, die zu den Vergnügungen zu rechnen wären. Bei uns läßt die Statistik uns im Stich, und es ist ja auch fraglich, ob derartige Einzelheiten überhaupt festzustellen sind.

## Jungfrauen sind gefährlich!

Ein katholischer Jungfrauenverein in Sachsen, unter dem Protektorat „Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich Christian von Sachsen“, hat folgende Richtlinien für die Bekleidung der katholischen Jungfrauen bei der Ausübung von Körperkultur herausgegeben: 1. Die Ärmel des Kleides müssen den Arm mindestens bis über den Ellbogen herab bedecken. 2. Die Beine müssen mindestens bis über die Wadenmuskeln vom Kleid bedeckt werden. 3. Der Oberkörper muß mindestens bis zur Halsgrube bedeckt sein. 4. Vollkommen abgelehnt werden eng anschließende und durchsichtige Kleiderstoffe. — Das alles schützt natürlich das bedrohliche Seelenheil noch längst nicht genügend. Denn schließlich spricht es sich doch herum, daß da unter den züchtigen Kleidern Arme, Beine und Brüste verborgen sind, und dann ist der Teufel los. Das beste wäre darum, man schäufte die Jungfrauen ganz ab!

## Über den Kleingärtner und Kleinbauern. Selleriekultur.

Beim Anbau von Sellerie spielt der Boden und seine Düngung eine sehr große Rolle. Ein in alter Kultur stehender Acker muß im Herbst tief umgegraben werden (bis auf fünfzig Zentimeter gelockert) und dann besäet man ihn reichlich mit Stallmist. Wenn aber im Mai die pikierten Pflänzlinge mitgebracht werden, so muß man von einer neuen Stallmistdüngung ab, da eine solche nur ein starkes Blattwachstum erzeugt, aber die Knollenbildung nicht fördert. Wohl aber ist es angebracht, später, wenn die Pflanzen angewachsen sind, nach dem ersten Hacken gute Komposterde auf das Land zu bringen und diese gut anzuseuchen. Sellerie verlangt überhaupt viel Feuchtigkeit, was ebenfalls bei der Wahl des Bodens in Betracht gezogen werden muß. Namentlich dies für die erste Zeit. Werden mit Ende des Sommers die Nächte kühler, so entwickelt er sich erst richtig, wie dies ja auch beim Kohl der Fall ist. An Kunstdünger gebe man auf hundert Quadratmeter vier Kilogramm schwefelsaures Kali, fünf Kilogramm Superphosphat und sechs Kilogramm schwefelsaures Ammoniak. Dem leider weit verbreiteten Sellerierost entgeht man am besten durch starke Gaben wasserlöslicher Phosphorsäure. Auch auf die Güte und Haltbarkeit der Knollen ist diese von Einfluß.

## Wie man Ausschlag bei Hunden beseitigt.

Den häßlichen Ausschlag, an dem unsere Hunde so häufig leiden, kann man sehr gut selbst beseitigen, wenn man das vom Ausschlag befallene Tier zunächst einmal gründlich mit Seifenwasser wäscht und danach mit zweieinhalbprozentigem Kreolinwasser abreibt. Nach drei Tagen wäscht man dann wieder mit Seifenwasser nach. Hat man diese Prozedur, während der man den Hund vor Erkältung schützen und möglichst in einem warmen Raum halten muß, dreimal wiederholt, so wird der Ausschlag in den meisten Fällen behoben sein.

Alle Reisen nur durch  
**Reisebüro „Globus“**  
St. Pölten, Heßstraße Nr. 6

## Was bringt Radio-Wien nächste Woche?

Montag, 16. Juni

11.00 Uhr Vormittagskonzert. 13.00 Schallplattenkonzert. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.00 Uebertragung aus Berlin: Das physikalische Raum- und Aetherproblem. 18.00 Jugendstunde. 18.40 Durch die Wachau ins Rannatal. 19.00 Der Werkbund und seine große Ausstellung. 19.25 Menschen im Trikot. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 20.00 Arien und Lieder. 20.30 Mitteleuropäischer Rundfunk: Uebertragung aus Warschau. Abendkonzert.

Dienstag, 17. Juni

11.00 Uhr Schallplattenkonzert. 12.00 Mittagskonzert. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.30 Wir wollen spielen II. 17.50 Das dritte Verbandsturnfest der christlich-deutschen Turnerschaft in Salzburg. 18.00 Besien von heute. 18.30 Neues über Traubenwicklerbekämpfung. 19.00 Französischer Sprachkurs. 19.40 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 19.45 Uebertragung aus Graz (Stephanienaal): Festkonzert des verstärkten Grazer städt. Orchesters. 21.30 Vorträge des Wiener Bierfanges der Universitätsjüngerschaft Obhellen-Wien. 22.00 Abendkonzert.

Mittwoch, 18. Juni

11.00 Uhr Vormittagskonzert. 13.00 Schallplattenkonzert. 15.30 Musikalische Jugendstunde. 16.00 Nachmittagskonzert. 17.45 Bericht für Reise und Fremdenverkehr. 18.10 Seelenlust (H). 18.45 Esperanto-Übung für Döberrich. 19.00 Stunde der Kammer für Arbeiter und Angestellte. 19.30 Frauen im Schatten I. 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 20.00 Die großen Orgelwerke Johann Sebastian Bachs I. 20.50 Geschichte. I. Geschichten und Anekdoten. II. „Das Altentat“. Abendkonzert.

Donnerstag, 19. Juni

10.30 Uhr Chornoträge der Wiener Sängerknaben. 11.05 Konzert. 13.30 Ungarische Musik. 15.00 Märchen für Groß und Klein. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.30 Portugal. 18.15 Heitere Lieder und Tänze aus Ungarn. 19.20 Fritz Dietrich (Eigenvorlesung). 19.55 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 20.00 Opernfragmente. Abendkonzert.

Freitag, 20. Juni

11.00 Uhr Vormittagskonzert. 13.00 Schallplattenkonzert. 15.30 Schallplattenkonzert. 16.30 Von Bach bis Richard Strauß. 17.45 Wochenbericht für Körpersport. 18.00 Zur Eröffnung der neuen Asien- und Afrika-Schauausstellungen im Volkshausmuseum. 18.30 Stunde der Volksgesundheit. 19.00 Stunde der Kammer für Handel, Gewerbe und Industrie. 19.25 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 19.30 Uebertragung aus der Wiener Staatsoper: „Der Evangelist“. Abendkonzert.

Samstag, 21. Juni

11.00 Uhr Schallplattenkonzert. 12.00 Mittagskonzert. 15.30 Nachmittagskonzert. 17.05 Ferdinand Freiligrath. 17.40 Italienische alte Meister und Volkslieder. 18.05 Aus Walter von Molos Werken. 18.40 Kammermusik. 19.40 Das Problem des Fernsehens. 20.10 Zeitzeichen, Wetterbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 20.15 Opernenaufführung: „Der Hofnarr“.

Sonntag, 22. Juni

8.30 Uhr Oesterreichisch-deutsche Volksbundtagung in Klagenfurt (Uebertragung aus Klagenfurt). 10.30 Orgelvortrag. 11.05 Konzert des Wiener Symphonieorchesters. 13.15 Mittagskonzert der Militärkapelle des n.-ö. I.-R. Nr. 5. 15.15 Gesangsvorträge. 15.40 Nachmittagskonzert. 17.30 Oesterreichische Leichtathletikmeisterschaften 1930 (Uebertragung vom Platz des Wiener Athletik-Sportklubs im Prater). 18.00 Donaufahrt. 18.45 Gregor Goidbacher (Eigenvorlesung). 19.15 Kammermusik. 20.25 Zeitzeichen, Sportbericht, Programmbericht für den folgenden Tag. 20.30 Von der Stadt. I. Die Nacht der Städte. II. „Leben in dieser Zeit“. Abendkonzert.

Die Direktion behält sich Änderungen vor!



tischen „Eisenacher Volkszeitung“ wurde vom Reichsgericht mit sofortiger Wirkung aufgehoben. Frick wird jetzt für den der Zeitung gemachten Schaden haftbar gemacht werden.

**Auch die Schweiz rüstet!**

Der schweizerische Nationalrat hat den von der Regierung geforderten außerordentlichen Kredit von 20 Millionen Franken zum Ausbau der Militärluftflotte mit 117 gegen 47 Stimmen bewilligt und mit 122 gegen 53 Stimmen auch beschlossen, daß diese Vorlage als dringlich nicht der Volksabstimmung unterzogen werden soll.

**Explosion auf einem Militärlübungsplatz.**

In der Nähe von Prag explodierte auf einem Militärlübungsplatz, auf dem Soldaten gerade Minenlegen übten, eine mit

Krafit gefüllte Blechdose. Die Wirkung der Explosion war katastrophal. Das Erdreich wurde einige Meter in die Luft geschleudert, zwei Soldaten wurden buchstäblich in Stücke gerissen. Drei weitere Soldaten wurden lebensgefährlich verletzt.

**Flucht aus dem Bagno.**

Aus dem Bagno von Cayenne sind 21 Bagnosträflinge, darunter vier zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilte Sträflinge, entkommen.

**Schiffskatastrophe auf dem Magdalenenstrom.**

Bei einem Schiffsunglück auf dem Magdalenenstrom, das durch eine Kesselerplosion herbeigeführt wurde, kamen 60 Personen ums Leben. 20 Personen werden vermißt.

**Zweierlei Maß!**

Aus dem n.-ö. Landtage.

In der letzten Sitzung des Landtages konnte man wieder einmal sehen, wie so ganz anders bürgerliche Gemeinden gegenüber sozialdemokratisch verwalteten behandelt werden. So hat man der Gemeinde Hohenau die 150 Prozent Umlage, die die Gemeinde braucht, nicht bewilligt und es war der großdeutsche und Landesführerstellvertreter der Heimwehr, der Herr Zippe, der mit treudeutscher Entschlossenheit die Interessen des jüdischen Großindustriellen und Großgrundbesitzers Straßloch verteidigte.

Bezner konnte das gleich darauf bei der Verhandlung eines Steuerzuschlages für die Stadt Mödling, in der heute die Bürgerlichen in der Mehrheit sind, feststellen. Mödling hat einen Steuerzuschlag von 260 Prozent bewilligt bekommen; der Einspruch der Sozialdemokraten gegen diese zu hohe Belastung der Bevölkerung, die wahrhaftig nicht notwendig ist, wurde aber nicht berücksichtigt. Die Sozialdemokraten werden sich diese ungleiche Behandlung nicht gefallen lassen.

Der Landtag beschloß auch mehrere

**Auslieferungen.**

So wird u. a. der christlichsoziale Abgeordnete Höller wegen einer Ehrenbeleidigung des Bezirkshauptmannes Doktor Willfort von Amstetten ausgeliefert. In der Regel wurden in Niederösterreich Abgeordnete in solchen Fällen ausgeliefert. Allerdings hat in diesem Fall der Landtagspräsident Finkel telegraphisch Protest gegen die gerichtliche Verfolgung Höllers erhoben, da das Amstettener Bezirksgericht Höller vorgeladen hat, bevor sich der Landtag mit dieser Frage befaßt hat. Das Bezirksgericht Amstetten steht nämlich auf dem Standpunkt, daß die Bestimmungen der neuen Bundesverfassung über das Immunitätsrecht der Nationalräte, wonach ein Abgeordneter verfolgt werden kann, wenn nicht binnen sechs Wochen der Nationalrat das Auslieferungsbegehren verhandelt hat, auch für die Landtagsabgeordneten gilt, während der Landtagspräsident in seinem Protest erklärte, daß für die Landtagsabgeordneten das in der niederösterreichischen Landesverfassung verankerte alte Immunitätsrecht noch fortbesteht.

Das Wiener-Neustädter Kreisgericht, das auch diese Ansicht teilt, also der gegenteiligen Meinung ist wie das Amstettener Bezirksgericht, hat die Auslieferung des Abgeordneten Büchler verlangt. Büchler wird vorgeworfen, daß er bei den Zusammenstößen am 3. Februar 1929 in Gloggnitz Heimwehrleute verletzt habe. Büchler wurde damals, wie erinnerlich ist, in der sozialdemokratischen Versammlung, die von der Heimwehr gesprengt wurde, selbst erheblich verletzt; er mußte längere Zeit im Spital liegen. Auf Grund einer Denunziation, die sehr der Denunziation gegen Bösch, den steirischen Sozialdemokraten, nach dem St. Lorenzener Vorfällen gleicht, wird nun Büchler des Verbrechens der schweren Körperlichen Beschädigung beschuldigt. Bei Bösch hat sich später die ganze Haltlosigkeit der Beschuldigung erwiesen und das Verfahren wurde eingestellt. Jedenfalls ist das Delikt, das Büchler zur Last gelegt wird, politischer Natur, und bisher hat der niederösterreichische Landtag deshalb noch niemals einen Abgeordneten ausgeliefert. Die Christlichsozialen und die Großdeutschen im niederösterreichischen Landtag stehen aber derart unter dem Einfluß der Heimwehren, daß sie ihrem Druck nachgeben und die Auslieferung beschließen. Sie begründeten dies damit, daß auch Höller — sein Fall ist aber, wie oben angegeben wurde, ein ganz anderer — ausgeliefert worden ist. Dazu erklärte namens der Sozialdemokraten Palme, daß die Auslieferung Büchlers der bisherigen Gesploggenheit vollkommen widerspreche und daß daher die Sozialdemokraten dagegen stimmen werden. Gegen ihre Stimmen wurde also Büchler ausgeliefert.

**Das Rußlandgeschäft.**

Schließlich wurde ein sozialdemokratischer Dringlichkeitsantrag verhandelt, der eine Verlängerung der Feinzeit vom Land beschlossenen Beteiligung an der Bundeshaftung für das Rußlandgeschäft verlangt. Rislinger begründete den Antrag: die große Arbeitslosigkeit in Niederösterreich macht es notwendig, daß alle Mittel versucht werden, den Export zu heben.

Der Finanzreferent Dr. Barsch erklärte, daß er schon in der nächsten Zeit eine Vorlage über die Verlängerung der Rußlandhaftung vorlegen werde. Der Dringlichkeitsantrag wurde angenommen.

Im Einlauf befanden sich noch mehrere wichtige Anträge und Anfragen der Sozialdemokraten. Sedlaczek, Rislinger und Mentastl fordern eine Untersuchung der willkürlichen Entlassung von Arbeitern auf der Baustelle Mündendorf der Triestingregulierung. Lindner, Ramingner und Hans Reither protestieren gegen die Behinderung eines Ausfluges Wiener Fortbildungsschüler auf den Jauerling, da die Heimwehr dort eine Übung hatte. Gallent, Sedlaczek und Rislinger urgieren die Errichtung eines niederösterreichischen Landes-Lehrlings- und Schülerheims in Wien. Lindner, Hans Reither und Ramingner fordern schließlich eine Revision der Raffenergebarung der Stadtgemeinde Groß-Siegharts.

Alle diese Anträge und Anfragen werden geschäftsordnungsmäßig behandelt werden.

**Das „heilige Eigentum“.**

Riesengewinne und Riesenvermögen.

Kürzlich wurde mitgeteilt, daß die Oesterreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe im Jahre 1929 einen Reingewinn von neunundvierzig Millionen Schilling erzielt hat. Unsere „Antimarkisten“ erzählen aber ihren Zuhörern, beziehungsweise ihren Zeitungsläsern, daß die „Breitnersteuer“ und die „sozialen Lasten“ die armen Kapitalisten bis zum Ruin ausaugen. Die Bankrottali-

sten machen nicht gerade einen ausgebluteten Eindruck.

In Deutschland gibt es, wie kürzlich festgestellt wurde, 220 adelige Grundherren, deren Besitz über zweitausend Hektar, und weitere 483, deren Besitz über tausend Hektar landwirtschaftlich benutzten Bodens umfaßt. Diesen 703 adeligen Grundbesitzern gehören 1.5 Millionen Hektar.

Nach einer Untersuchung der Zeitschrift „Die Tat“ besitzen die 110 reichsten Familien in Deutschland zusammen ein Vermögen von 3.4 Milliarden Mark.

Wie heißt es im „Kommunistischen Manifest“? „Ihr entsetzt euch darüber, daß wir das Privateigentum aufheben wollen. Aber in eurer bestehenden Gesellschaft ist das Privateigentum für neun Zehntel ihrer Mitglieder aufgehoben: es existiert gerade dadurch, daß es für neun Zehntel nicht existiert. Ihr werft uns also vor, daß wir ein Eigentum aufheben wollen, das die Eigentumslosigkeit der ungeheuren Mehrzahl der Gesellschaft als notwendige Bedingung voraussetzt.“

**Berpfligt bei Baugoin.**

Der erfahrenste Spezialist auf dem Gebiete des Terrors ist bekanntlich der Herr Baugoin. Die Zahl der Terrorfälle, die sich in seinen Heeresbetrieben ereignen, ist Legion und diese Fälle brauchen wahrlich nicht erst mit einer Lupe gesucht zu werden. Wir wollen hier einen Fall erwähnen, der in der Öffentlichkeit bisher weniger bekannt war.

Was hat man nicht alles an niedrigsten Gewaltakten in den Berpfligmagazinen der Wehrmacht erleben müssen! Man hat dort eine Riesenabbauaktion durchgeführt und rücksichtslos Leute entlassen, die jahrzehntelang in dem Betrieb gestanden waren, sich eine immense Erfahrung erworben und nie das geringste hatten zuschulden kommen lassen. Oh, man tat sehr rühmlich dabei und versicherte die Abgebauten, es sei mit blutendem Herzen geschieden und einzig und allein deshalb, weil das Heeresvermögen diese Belastung nicht mehr vertrage.

Natürlich hatte sich durch die Entfernung so vieler Arbeiter die Arbeit selbst in keiner Weise verringert und es stellte sich sofort heraus, daß die Zahl der Zurückgebliebenen ausreichte,



Pfleg' auch Deine schönen Zähne,

damit sie zu den roten Lippen und zarten Wangen passen. Gebrauche täglich das gute



SARG'S

**KALODONT**  
Schönere Zähne

um alles zu bewältigen. Also holte man Militärpersonen herbei. Das war eine klare Verletzung des Wehrgesetzes, das derartiges nicht gestattet. Aber Herr Baugoin meinte es ja auch gar nicht so ernst mit der Herbeiziehung von Wehrleuten in einen Arbeitsbetrieb. Er „entdeckte“ sehr gerne den „Irrtum“ und es ward entschieden, daß die Wehrleute wieder zu ihren Kadern einzurücken hätten und ins Berpfligmagazin neue Arbeiter einzustellen seien.

Wer waren nun die neuen Arbeiter? Etwa die alten Abgebauten? Nein! Denn wozu hätte Herr Baugoin sonst die ganze Komödie aufgeführt?

In das Berpfligmagazin kamen vielmehr wirklich ganz neue Leute, gründlich durchgeseibte, solche, die sich mit Empfehlungen der Provinzpfarrer und mit den Karten der christlichen Arbeitsvermittlungen ausweisen konnten.

Von Trug und Terror selbstverständlich keine Rede. Denn Gewalt und Gewinnsinnzwang, das gibt es bekanntlich nur bei den — Roten...

**Kunischak über Schober und die Heimwehr.**

In einer Versammlung des christlichen Arbeiterbundes in Hieking hielt Donnerstag der Abgeordnete Kunischak eine Rede, in der er sich bemüht fühlte, mit ungewöhnlich aufrichtigen Worten die Verwirrung und Verwahrlosung aufzuzeigen, in die die Politik der christlichsozialen Partei durch ihre Verbindung mit den Heimwehren geraten ist. Das dem Abgeordneten Kunischak nahestehende christlichsoziale „Neuigkeits-Weltblatt“ selber versteht diese Rede mit dem Untertitel „Ein schweres Jahr für die christlichsoziale Partei“. Und es ist fürwahr ein trauriges Bild der Zerfetzung und Entmachtung einer einst mächtigen Partei, das Kunischak vor seinen Hörern entrollte.

Zunächst sprach er ziemlich geringfügig von dem Entwaffnungsgesetz, das er richtig als eine bloße Aenderung des Waffenpatents bezeichnet: es werde „höchstens die Einziehung von soviel viel Waffenpatenten und Berechtigungen, Revolver zu tragen, bringen“. Er habe immer darauf aufmerksam gemacht, daß die Stärkung der Zentralgewalt durch die Verfassungsreform ein zweischneidiges Schwert ist. Und nun erzählt er:

Die Christlichsozialen haben diese Verfassungsänderung nicht erfunden, sondern ihr unter Rücksichtnahme auf einen künstlich aufgepeitschten Volkswillen Rechnung getragen... Man hätte es sich früher überlegen müssen, die Kompetenz der Wehrmacht, der Polizei und Gendarmerie durch die neue Verfassung

weiter auszudehnen. Damals waren die Heimwehren dafür und jetzt entdeckt man, daß die Aenderung des Waffenpatents ein schreckliches Attentat ist gegen die Heimwehren und gegen die Wehrhaftigkeit des Bürgertums. Deshalb beschuldigt man den Bundeskanzler Schober, wie Dr. Steidle sagt, daß er sich schützend vor die Bolschewiken stellt.

**Wie Schober Bundeskanzler wurde.**

Da muß man fragen: Waren es die Christlichsozialen, die es im vorigen Jahre mit dem Regierungsjel so eilig hatten? Die Christlichsozialen haben an dem denkwürdigen 25. September um halb 1 Uhr nachmittags beschlossen, den Bundeskanzler Streeruwitz talkräftig zu unterstützen bei der Vertretung seiner Verfassungsvorlage. Dr. Seipel und andre gewichtige Persönlichkeiten wurden als Redner für die Verfassungsvorlage bestellt und anderthalb Stunden später hat man Streeruwitz gesagt, er soll gehen.

Als ich von der Vorstandssitzung um halb 1 Uhr fortging, wurde ich von verschiedenen Personen gefragt, ob es wahr sei, daß das Kabinett Streeruwitz abgesetzt wird. Ich fragte erstaunt, wer denn so etwas behaupten könnte? Die Antwort! utete: Der Papst erzählte, ehe die Sonne sinkt, ist der Streeruwitz nicht mehr Bundeskanzler.

Als um halb 4 Uhr die Vorstandss-



füzung wieder begann, hat Pabst recht gehabt! Streeruwitz hat seine Demission überreicht.

Am nächsten Tage habe ich erfahren, daß Vertreter der Heimwehr schon vierzehn Tage vorher bei Schober waren, um ihm zu sagen, er müsse die Regierung übernehmen.

Die Geschichte, die sich Herr Runschak da vom Herzen redet — die Geschichte, wie man in Oesterreich Bundeskanzler wird — ist wahrlich des Erzählens wert! Also die christlichsoziale Partei deren Mitglied Herr Streeruwitz war und zu deren einflussreichsten Führern Herr Runschak zählt, hatte beschlossen, die Regierung Streeruwitz zu unterstützen; ein Wink mit dem Hahenschwanz des Herrn Möderers... Pabst, der damals, wie man sich erinnert, höhnisch von dem „Ministerium Facta“ in Oesterreich sprach — und die Regierung Streeruwitz war gewesen. Mit Herrn Schober aber, fügt Herr Runschak hinzu, hatte man schon vierzehn Tage vorher verhandelt... Man erinnert sich freilich auch, daß Herr Seipel sich in einer seiner Reden rühmte, er habe damals in anderthalb Stunden die rasche Wendung zuwege gebracht, so daß selbst „sein Freund Runschak“ überrascht worden sei.

Warum sind die Heimwehren jetzt gegen Schober?

Was muß es nun gegeben haben, fuhr Herr Runschak fort, daß diese selbe Heimwehr jetzt diesen ihren Bundeskanzler Schober als Beschützer des Bolschewismus verleumdet?

Nicht die Einbringung der Novelle zum Waffenpatent ist die Ursache, da stecken sicherlich ganz andre Gründe dahinter. Das Waffenpatent ist nur das Aushängeschild, mit dem man der Bevölkerung plausibel machen will, daß Schober ein Verräter ist und verschwinden muß.

Die Heimwehrführung müßte offen und ehrlich eingestehen, warum sie jetzt so scharf gegen Schober Stellung nimmt, um einen gewissenhaften Menschen veranlassen zu können, seine Stellung gegenüber dem Bundeskanzler Schober auch neu zu überprüfen. Die Heimwehrführung fordert die Befestigung Schobers. Ich sage zunächst, daß ich meine Hand dazu nicht hergebe und meine Stimme auch nicht, sondern im Gegenteil, daß ich mich jetzt erst recht verpflichtet erachte, zum Bundeskanzler Schober zu stehen.

Der Faschisteneid.

Nun kommt Runschak auf das Korneuburger Gelöbniß zu sprechen und sagt: Die Heimwehr hat vor vierzehn Tagen in Korneuburg ein neues Gelöbniß aufgestellt, nach dem alle Abgeordneten, die bei der Heimwehr sind, gezwungen werden, der Heimwehrführung zu folgen, nicht aber dem eigenen Klub und der eigenen Partei. Wer also dieses Gelöbniß ablegt, dem kann von der Heimwehr diktiert werden: Du hast gegen das Gesetz (das Entwaffnungsgesetz, Red.) zu stimmen. Dann ja, auf diese Weise das Gesetz und damit Schober und mit Schober auch die Anleihe und mit der Anleihe fallen wir als Opfer der Wirtschaftskatastrophe.

Wir müssen uns gegen dieses Gelöbniß wehren

und auf dem Standpunkt stehen, den Landeshauptmann Ender von Vorarlberg, der selbst schon vor zehn Jahren zu den Gründern der Heimwehr gehörte und ihr heute noch angehört, in Feldkirch eingenommen hat, indem er erklärte: „Als Mann kann ich nicht zwei Gelöbniße ablegen. Ein Gelöbniß als Landeshauptmann, die Gesetze zu erfüllen, ein Gelöbniß als Heimwehrmann, mich um die Gesetze nicht zu kümmern. Es darf eine solche Selbstentehrung von mir niemand verlangen.“

Der grünweiße Bolschewismus.

Runschak tadelt sodann, daß die Bundesführung der Heimwehren veruche...

die Heimwehrbewegung aus dem bisherigen Rahmen herauszuheben und ihr als Aufgabe die Errichtung eines Heimwehrstaates stelle:

Wir haben unter Heimwehr verstanden eine Selbstschutzorganisation, die Zusammenschließung der wehrhaften und wehrlustigen Menschen, um neben der Staatsgewalt auch noch eine Zivilgewalt zu haben für den Fall, als die Sozialdemokraten ihren Umsturz- und Diktaturgelüsten sollten Ausdruck geben wollen.

Jetzt ist es anders. Die Ziele, die früher nur gegen die Marxisten gerichtet waren, sind jetzt gegen die Parteien, gegen Schober, gegen die Kirche gerichtet. Sie wollen nicht, wie sie sagen, in der Stadt Gewissensruhe, auf dem Lande Stallwache sein, sie wollen jetzt ihren eigenen Heimwehrstaat, der ein diktatorischer Staat sein wird. In ihrem Programm heißt es, alle Armeen werden abgeschafft, die Führer werden wir rufen, alles ist der Bundesführung untergeordnet, die Bundesführung ist gleichzeitig auch Staatsregierung. Wie weit unterscheidet sich das noch vom Bolschewismus? Nur noch durch die Farbe, die einen rot, die andern grünweiß.

Eine Zeit der Unruhe kommt.

Diese Aenderung in den Aufgaben der Heimwehr legt allen die Pflicht auf, ihren Standpunkt der Heimwehr gegenüber neu zu überprüfen. Nach der neuen Einstellung der Heimwehren ist zu erwarten, daß eine Zeit der Unruhe kommt. Die Bundesführung wird den Kampf weiterführen, auch gegen die christlichsoziale Partei, gegen das Parlament und auch gegen den Marxismus, wenn ihr dazu noch Zeit bleibt!

Wie nach dem Tode Luegers im Jahre 1911 ein schweres Jahr für die christlichsoziale Partei kam, so auch jetzt wie-

der ein Jahr nach dem Tode Jodok Fink's. Auch jetzt wird und soll es wieder die christlichsoziale Arbeiterpartei sein, die mutig die großen Aufgaben für die christlichsoziale Partei, für unser Volk und für unser Vaterland erfüllen wird.

Wie der Beschluß der Doppelgeselligen zustande kam.

Und um das traurige Bild zu vollenden, das der christlichsoziale Führer von seiner Partei entworfen hat, teilt das christlichsoziale „Neuigkeits-Weltblatt“ über den letzten Beschluß der Christlichsozialen, zu welchem sie ihren Mandatären den Faschisteneid freigaben, folgendes mit:

Der Große Klub der christlichsozialen Partei besteht aus den 73 christlichsozialen Abgeordneten und den 25 christlichsozialen Bundesräten, umfaßt somit 98 Personen. Wie wir erfahren, hat die Resolution 26 Stimmen auf sich vereinigt. Es war dies die Mehrheit der zur Zeit der Abstimmung anwesenden Mitglieder des Großen Klubs.

Noch ein feiger Beschluß.

Die Christlichsozialen teilen mit: Der Klub der Christlichsozialen Wiener Gemeinderäte hielt vor kurzem eine Sitzung ab, um zu der an einen Teil seiner Mitglieder ergangenen Einladung zu einer Besprechung mit der Bundesführung der Heimatwehren Stellung zu nehmen. Der Klub kam zu der einheitlichen Ansicht, daß die Frage der Ablegung des Gelöbnisses ein politischer Akt sei, über den der Klub nicht zu entscheiden hat. Doch wurde ebenso einhellig erkannt, daß keines der Mitglieder des Klubs von der durch Statut und Zweck des Klubs gebotenen Disziplin enthoben werden könnte.

„Volksaenoffe“ Raab — reaktionär allerwegen!

Zu einer Zeit, in der die Kaufkraft der Massen in den Städten sinkt, die Landbevölkerung allerorten Klage führt, daß sie kaum mehr notdürftig ihr Leben fristen vermag, zu einer Zeit also, in der schon innerhalb der normalen Geschäftsstunden immer weniger Käufer sich einfinden, in der Zeit der größten Einschränkung der Verbraucherschaft, finden plötzlich einige Kaufleute — wohlgerneht der kleinere Teil —, daß die üblichen Geschäftsstunden „nicht mehr ausreichen, um den Andrang der Käufer zu bewältigen“. Also sollte die Sonntagsruhe der Angestellten aufgehoben, es soll auch an Sonntagen alles bereit stehen, die Käufer zu bedienen, die schon an Wochentagen, weil ihnen das Geld fehlt, fernbleiben. Natürlich

hat die Heimwehr als Host jeglicher politischer und sozialpolitischer Reaktion sofort das Protektorat übernommen!

Zum Proteste gegen dieses Attentat berief der Zentralverein der kaufmännischen Angestellten für den 3. d. M. eine Angestelltenversammlung ein, die in den Stadtsälen stattfand. Chaloupek eröffnete die Versammlung, worauf als erster Redner Smolar über die Taktik des D. S. B. sprach: Ohne Erfolg sind... ihren „Volksgenossen“ gegangen und haben ihnen vorgejammert: „Wir sitzen doch in denselben deutschen Vereinen, singen dieselben deutschen Lieder“, worauf die deutschen Volksgenossenunternehmer erwidert haben: „Das ist alles recht schön und gut, aber einen Kollektivvertrag bekommt ihr doch nicht!“

Dank dem jahrelang vom Zentralverein der kaufmännischen Angestellten geführten Kampf um die gesetzliche Sonntagsruhe genießen auch die in St. Pölten beschäftigten Angestellten seit dem Umsturz den Sonntag als vollständigen Ruhetag. In den ersten Jahren haben sich die Unternehmer mit dieser Tatsache abgefunden. Seitdem aber der Gehilfenausschuß in die Hände des deutschnationalen Handlungsgesellenvereines (D. S. B.) geraten ist, haben sie neue Hoffnung geschöpft und lassen es nicht an Versuchen fehlen, den An-

gestellten die Sonntagsruhe zu rauben. Dabei herrscht unter den Unternehmern selbst durchaus keine Einigkeit. Der im Heimwehrlager stehende Unternehmerringel, von dem man gar nicht behaupten kann, daß er die Mehrheit unter den Kaufleuten darstellt, hat in jüngster Zeit wieder einmal den Versuch unternommen, gegen die Sonntagsruhe Sturm zu laufen. Der Heimwehrlager Nationalrat

Raab führte eine Deputation von Kaufleuten zum Landeshauptmann Buresch

und stellte das Verlangen, die bestehende Verordnung abzuändern und die Sonntagsarbeit der Angestellten zu gestatten. Dabei ist es interessant, daß der Gehilfenausschuß des St. Pöltner D. S. B., der bisher nicht imstande war, einen Kollektivvertrag für die Angestellten abzuschließen und dessen Tätigkeit sich darauf beschränkt, Bittbriefe an die Unternehmer zu richten, den Versuch unternimmt,

die Sonntagsruhe um einen schätzbaren Kollektivvertrag, der eine ganz unzureichende Entlohnung beinhaltet, zu verkaufen.

Ähnliches hat in jüngster Zeit der D. S. B. bereits in Krems gemacht, wo vordem die Sonntagsruhe für die Angestellten bestand und durch die Tätigkeit des D. S. B. den Angestellten verlorengegangen ist. Aber in einer Industriestadt wie St. Pölten, in der die Sozialdemokraten die Zweidrittelmehrheit haben, wird nicht zugelassen werden, daß die Angestellten um ihre Sonntagsruhe geprellt werde! (Lebhafter Beifall.)

Hierauf sprach Brochner: Es ist symptomatisch, daß an der Spitze der Deputation, die diesen sozialpolitisch reaktionären Vorstoß beim Landeshauptmann unternahm, natürlich der Landesführer der Heimwehr sich stellte, der Herr Raab, der sich „christlich“ nennt und darum offenbar die Heiligung des Tages des Herrn den Angestellten nicht gestatten will und der sich „sozial“ nennt und darum bei jedem antisozialen Anschlag mittut. Als nach dem Umsturz im niederösterreichischen Landtage die Sozialdemokraten die Mehrheit hat-

ten, da war es Sever, der sofort die frühere Ladensperre verordnete. Es kam dann die Trennung Wien-Niederösterreich, es kam Buresch, der sofort die Ladensperre wieder zu einem späteren Zeitpunkt ansetzte. Für St. Pölten hat damals der freigewerkschaftliche Zentralverein die Auswirkungen verhindert. Nun geht der Kampf um die Sonntagsruhe. In Amstetten war es der D. S. B., der mit den Unternehmern für die Aufhebung der Sonntagsruhe übereinstimmte. Dasselbe war in Krems der Fall. Und so sehen Sie den deutschnationalen D. S. B., der Bittgesuche um kleine Gehaltsaufbesserungen schreibt und dafür die Unternehmer des „tieffühligsten Dankes“ der Angestellten versichert. (Heiterkeit.) Bittgesuche? Die Unternehmer haben offene Hände, das ist wahr, aber nicht für ihre Angestellten, sondern für die Aufzige, die der Herr Raab arrangiert. Am besten erkennt man eben den D. S. B. an seiner parlamentarischen Vertretung. Da erklärte der deutschnationale Sampe! Es sei unbedingt eine Reform der sozialen Gesetzgebung notwendig, denn

„Oesterreich sei zu viel Fürsorgestaat und zu wenig Arbeitsstaat.“

Und der Großdeutsche Straßner, der regte sich darüber auf, daß man Ueberstundenzahlung nach drei Jahren noch verlangen dürfte! Das Bestreben der Unternehmer hier in St. Pölten, wichtige sozialpolitische Errungenschaften abzubauen ist, im Zusammenhang mit dem allgemeinen

reaktionären Kurs

zu betrachten ist, der insbesondere unter der Führung der Regierung und der bürgerlichen Parteien auf Geheiß der Unternehmer wahrzunehmen ist. Unter stürmischem Beifall erklärte der Redner, daß diesen unterschiedlichsten Versuchen, die Rechte der Angestellten zu schmälern, nur wirksam begegnet werden kann durch einen kraftvoll organisierten Kampf, an dem alle Angestellten ausnahmslos teilnehmen müssen.

Demselben (Bund der Industrieangestellten) verwies darauf, daß die Kaufmannschaft schon durch ihren Partik die Rechte der Angestellten schmälern wollte. Man spekuliert auf die Massenarbeitslosigkeit, man spekuliert darauf, daß die Angestellten sich nicht trauen, einen Kampf zu führen. Die Herrschaften werden sich trennen! Die Angestellten bilden eine Schicksalsgemeinschaft, die stark genug ist, die Kämpfe zu führen. Redner gab sodann im Namen der Industrieangestellten unter lebhaftem Beifall eine Solidaritätskundgebung ab.

Zur Annahme gelangte sodann folgendes

Entschliessung.

Seit Jahr und Tag besteht für die Angestellten im Handelsgewerbe in St. Pölten die vollständige Sonntagsruhe. Die Geschäfte sind zwar geöffnet, doch haben sich die Geschäftsinhaber bisher ganz auf ohne Angestellte beholfen. Es hat sich in der Praxis gezeigt, daß eine Notwendigkeit, die Geschäfte offen zu lassen, überhaupt nicht mehr besteht, da der Sonntag als Geschäftstag nicht mehr in Betracht kommt. Auch das auswärtige konsumierende Publikum, Bauern und Arbeiter, deckt den Bedarf zumeist an Wochentagen und hat dazu auch die Möglichkeit.

In einer Abstimmung innerhalb des Gremiums der Kaufmannschaft in St. Pölten hat sich eine Mehrheit für die vollständige Schließung der Geschäfte an Sonntagen ergeben. Nur eine Anzahl spekulativer Händler, die gerne Schmutzkonkurrenz betreiben wollen, treten gegen die Sonntagsruhe auf und schädigen damit gleichermäßen Angestellte und Kaufleute.

Die am 3. Juni 1930 in den St. Pöltner Stadtsälen abgehaltene Versammlung der kaufmännischen Angestellten protestiert auf das entschiedenste gegen den Versuch, die Sonntagsruhe für die Angestellten zu beseitigen. Die Sonntagsruhe bedeutet für die Angestellten eine so große Errungenschaft, daß sie unter allen Umständen erhalten bleiben muß.

Die Versammlung muß sich schon heute gegen jeden Versuch wenden, der darauf abzielt, die Sonntagsruhe für einen Kollektivvertrag preiszugeben. Der Gehilfenausschuß des Gremiums der Kaufmannschaft wird aufgefordert, derartige Anträge, die auf eine Beseitigung der Sonntagsruhe abzielen, abzulehnen.

Die Versammlung beauftragt den Zentralverein der kaufmännischen Angestellten Oesterreichs, mit allen zweckdienlichen Mitteln den Kampf für die Beibehaltung der Sonntagsruhe der Angestellten zu führen, insbesondere alle notwendigen Schritte zu unternehmen, um auch ein Verbot zu erwirken, welches auf die Schließung der Geschäfte abzielt.